

Est. A - 3255



Livländische Jagdskizzen

von

Bernhard Frederking

Riga-Dorpat

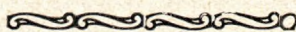
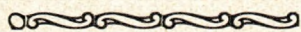
1876—1914

~~4-A~~

~~16750~~



s. l. [1924]



Inhalts-Verzeichnis

Seite 5

Eine Elchjagd in Livland

Seite 7

Merkwürdiges Verhalten eines Elches

Seite 9

Die Jagd mit Hasenhunden (Braken)

Seite 14

Die Krähenhütte

Seite 17

Die Balzjagd auf den Kampfpläuer (*Machetes pugnax*)
an den Ufern des Peipussees

Seite 22

Die Jagd auf die Doppel- oder Pfuhlschnepfe
in Livlands Mooren

Seite 24

Sumpf- und Wasserwildjagd

Seite 33

Die Jagd auf Birk- und Moorhühner (*Lagopus albus*)

Seite 42

Ein Jagdausflug mit dem Dampfboot.

Seite 51

Der Frühjahrsanstand auf die Waldschnepfe

Seite 59

Treibjagden in Livland

Eine Elchjagd in Livland.

Schriß klingelt der Wecker und schreckt mich aus unruhigem Schlafe, gilt's doch heute den Elch, das Urwild, zu jagen. Es ist erst 3 Uhr morgens; am sternklaren Himmel steht der Mond und sendet sein bleiches Licht auf die mit leichter Schneedecke hart gefrorene Erde.

Der kleine finnische Jagdschlitten steht bereit, und in flottem Trabe geht's hinein in die stille Nacht. 40 Kilometer durch Wälder über zugefrorene Flüsse, durch Moor und Brüche führt der Winterweg zum Versammlungsorte der Jäger.

Einsam liegt die Buschwächtere — Forstwart — am Abhange eines mit uralten Tannen bewachsenen Hügels. Ehrerbietig grüßt der esthnische Buschwächter und empfängt das Pferd zur weiteren Beschickung. Gebückt gelangen wir durch die niedere Thür in das Wohnzimmer, wo bereits der größte Teil der Jagdteilnehmer versammelt ist. Ein paar Cognacschnäpfe, freundlich vom Jagdherrn geboten, beleben den inneren Menschen, der nach 3stündiger Fahrt etwas aus dem Geleise gekommen ist. Ein kräftiger Imbiß in gemüthlicher Runde ist rasch verzehrt, als auch schon die Kreiser zurückkehren und das Resultat melden. Jagen Nr. 50 — 3 Tiere, Jagen Nr. 81 — 2, Jagen Nr. 95 — 1 usw. — Summa 15 Tiere sind durch Kreisen der Jäger bestätigt. Der Jagdherr gibt die streng einzuhaltenden Vorschriften bekannt, die ungefähr wie folgend lauten:

1. Geschossen wird nur mit der Rundkugel und glattem Rohre, Büchsen mit gezogenen Rohren sind ausgeschlossen.

2. Geschossen wird nur auf Elche, Luch und Wolf. Für Elchkuh Strafe 50 Rubel, Kalb 25 Rubel.

3. Es darf nur in das Treiben geschossen werden, oder wenn das Wild die Linie passiert hat, von hinten.

Die Plätze sind durch Nummern gezogen. Das Jagdhorn ertönt zum Aufbruch. Meilenweit sind die ansässigen Bauern mit ihren breiten Schlitten — Reggis — eingetroffen, um diese zur Fahrt in Masten — Treiben — für ein bis zwei Rubel an die Jäger zu vermieten, und zwar immer zwei Jäger auf einem Schlitten.

5—8 Kilometer weit geht es meistens bis zu dem im Sommer unzugänglichen Morastwald, wo die Elche ihren Stand haben. Hier werden die Plätze nach den Nummern eingenommen, ein Schuß verkündet, daß das Anstellen beendet und das Treiben beginnen soll.

Bald wird es lebendig in dem stillen Urwald, im rauschenden Flügelschlag zieht ein Auerhahn über die hohen Espen, ein Hasel- oder Birchhahn folgt, ein Schneehase humpelt gemächlich in seinem weißen Kittel über die Schneiße und Freund Keinecke drückt seinen roten Rock durch die dunkle Fichtendeckung.

Wie aus Erz gegossen steht der Jäger, nur die Augen suchen das dichte Stangenholz oder die Wacholderbüsche zu durchdringen.

Ueber eine kleine Blöße trabt eine Elchkuh mit ihren zwei kurzen, hochbeinigen Nachkömmlingen, im Stangenholz sieht man acht weiße Elchbeine langsam sich vorschieben, kein Nestchen knackt. Kein Laut verrät, daß hier das große, schwere Urwild wie auf Gummisohlen heranschleicht. Noch ein paar Schritte, der Wind hat uns verraten, rasselnd, als ob eine Herde losgelassen, stürmt das Wild in das Treiben zurück, um hundert Schritte oberhalb die Linie zu überfallen. Zwei junge Elchkühe waren es, die hier den Fuchs durch ihr vorsichtiges Benehmen übertroffen haben.

Ein Treiben folgt dem anderen, in abwechslungsreichen Bildern zeigt uns der Wald seine Bewohner und bietet uns genussreiche Stunden, die dem wirklichen Jäger und Jagdfreunde mehr bieten, als das wilde Knallen auf gewöhnlichen Treibjagden.

Ein Sechsenderelch ist das Resultat der Jagd, ein alter Einsiedler. Ein Zehner war durch die Treiber gegangen.

Um jedoch den Jägern noch eine kleine Abwechslung

zu bieten, werden noch rasch einige Treiben auf Hasen veranstaltet. 5 weiße und 2 graue der Familie Lampe, sowie ein Fuchs, ist die Strecke.

Tief befriedigt über die genussreichen Stunden wird die Fahrt zur Buschwächerei angetreten und bald kreist der Becher in fröhlicher Runde. Manch Jägerlatein, manch ernste und heitere Jagderlebnisse werden zum Besten gegeben, bis die vorgerückte Stunde zur Heimkehr mahnt. Ein Weidmannsheil den fröhlichen Jagdfreunden und in flottem Trabe geht es dem Heime zu, wo die sorgende Hausfrau mit warmer Abzug den durchfrorenen Gatten erwartet.



Merkwürdiges Verhalten eines Elches.

In den ersten Tagen eines Septembers erhielt ich vom Grafen S. durch einen reitenden Boten die dringende Einladung zu einer Elchjagd. Wie er mir mittheilte, handelte es sich um einen einzelnen Hirsch, einen sogenannten „Einsiedler“. Es sind dies sehr alte Hirsche, die oft schon zurückgesetzt haben. Nach der Brunstzeit ziehen sich solche Einsiedler in einsame Walddistrikte zurück und stehen hier einzeln in meist unzugänglichen Mooorwäldern. Selten kommt es vor, daß sie, wie in diesem Falle, in ein liches Holz, das in belebter Gegend liegt, einwandern.

Raum dämmerte der Morgen, als ich mich auf der Fahrt zu dem etwa 20 Kilometer entfernten Gute des Grafen befand. Purpurn färbte sich der Horizont und kündete das Erwachen des jungen Tages. Ein lauer Morgenwind fährt durch die Bäume und spielt in den Blättern, die leise erzittern im frischen Hauche. Fern grüßt der meilenweit sich dehnende Tannenforst, dessen Wipfel goldig durchweht in den ersten Strahlen der ausgehenden Sonne erglänzen. Verchen steigen trillernd in die Höhe, und ein paar Hasen suchen verspätet ihr Lager im nahen Gehölz zu erreichen.

Wiehernd greift mein Schimmel kräftig aus, und bald ist der Gutshof erreicht, wo bereits die vollzählig versam-

melten Jäger meine Ankunft erwarten und mich mit schallendem „Weidmannsheil“ begrüßen.

Die Treiber harren ungeduldig des Zeichens, um den Weg zu dem etwa 4 Kilometer entfernten Trieb anzutreten. Der Buschwächler — Forstwart —, der zum nochmaligen Kreisen ausgesandt war, kommt mit der Meldung zurück, daß alles in Ordnung ist und der Hirsch zweimal aus dem Trieb zur Tränke aus- und wieder eingewechselt und so ein Fehlreiben nicht zu erwarten sei. Dies sichere Bestätigen des Hirschens war nur dadurch möglich, daß der Trieb von vier Seiten durch tiefe Wasserabzugsgräben begrenzt war und die aufgeworfenen Erdwälle die Spuren so deutlich zeigten, wie im frischgefallenen Neuschnee. Der Trieb bestand aus Moor, vermischt mit Wald, und war von einer Seite durch eine sehr befahrene Landstraße begrenzt.

Nachdem drei Seiten derartig umstellt, daß ca. alle 100 Schritte ein Schütze steht, geht die Treibwehr von der oben erwähnten Landstraße ab. Pfeisend und an die Baumstämme klopfend, nähern sich die Treiber der Schützenlinie. Mein Stand auf der Ecke des rechten Flügels scheint mir sehr günstig, doch verringert sich meine Hoffnung zum Schusse zu kommen, als ich einige Treiber im lichten Holze bemerke. Nachdem die Treibwehr nur noch etwa 40 Schritte von mir entfernt ist und ich eben im Begriffe bin, mein Gewehr zu entladen, erheben die in nächster Nähe befindlichen Treiber einen Höllenlärm und schlagen mit ihren Stöcken verzweifelt um sich. In diesem Augenblicke sehe ich auch schon, wie der Elch in scharfer Biegung auf meinen Nebenschützen flüchtet, aber wegen einer hastigen Bewegung desselben plötzlich einen Haken macht und zwischen mir und ihm durchbricht.

Ich halte ihn auf 35—40 Schritt und feuere, nachdem von meinem Nachbar ein Fehlschuß und ein Versager abgegeben worden ist, in dem Augenblicke, wo der Elch in voller Flucht den die Linien durchzinehenden Graben überfällt. Mein etwas tiefer Blaischuß zwingt das Tier auf die Kniee, doch schnellst es wieder hoch und bekommt die zweite Kugel, spitz von hinten angetragen. Anscheinend

gesund setzt der Elch seine Flucht fort. Da die Spur schwer zu halten ist, wird rasch ein zweiter Trieb umschlagen, und es dauert auch nicht lange, bis das schwer kranke Tier, das schon zweimal aus dem Wundbette gehoben ist, auf einer kleinen Lichtung in Sicht kommt. Beim Ueberfallen eines Grabens stürzt es in diesen und erhält hier den Fangschuß.

Meine erste aus glattem Rohre, Kaliber 16, abgegebene Rundkugel hatte den ganzen Körper durchschlagen und war auf der anderen Seite unter der Decke sitzen geblieben. Die zweite Kugel saß unterhalb des Spiegels im Oberschenkel. Trotz dieser schweren Verletzungen war der Elch noch etwa 1 Kilometer weit getrieben, bis ihn die Kräfte beim Ueberfallen des Grabens verließen. Ein Beweis für die Zähigkeit dieses Wildes.

Rätselhaft erscheint die Ruhe, in der sich dieser Elch beim Triebe verhielt. Wenn man noch in Betracht zieht, daß es ein älterer Elch war, der ein gutes Zehrender-Schau felgeweih schon glatt gesetzt hat. Gewöhnlich werden namentlich ältere Stücke beim ersten verdächtigen Geräusch hoch und gehen mit Vorliebe durch die Treiber.

Soviel ich beobachtet und darüber mit alten bewährten Elchjägern gesprochen habe, ist das Verhalten dieses Stückes eine Ausnahme, die nicht so leicht aufgeklärt werden dürfte.

Weidmannsheil !



Die Jagd mit Hasenhunden (Braken).

Ein wilder Nordorst umtost das einsam gelegene Forsthaus und rüttelt und schüttelt die alten moosbewachsenen Fichten, die dasselbe umhegen.

Pfeifend klingt sein Lied durch den Schornstein, klappert zur Abwechslung an den grünen Fensterläden und trommelt an der altersschwachen Dachrinne.

Verstimmt über das schlechte Wetter schreitet der alte Oberförster im Zimmer auf und ab, schimpfend über das Sauwetter seinem Herzen Luft machend, verdirbt es doch,

falls es sich nicht ändert, die zum anderen Tage angesagte Hasenjagd.

Nachdem einige Glas Bier den Aerger heruntergespißt, und mehrere Gläser Grog die genügende Beitschwere hervorgerufen haben, verschwindet der Alte mit Weidmannsgruß und Perpendikelbewegungen in seiner Kammer, um sich zu neuen Taten zu stärken.

Müde von der weiten Fahrt, suche auch ich das mir angewiesene Lager auf, liege lange mit offenen Augen, Erinnerung von Weidmannsfreud- und Leid, die mir oft in diesem traulichen Heim beschert waren, kreuzen sich in märchenhaften Bildern und lassen den Schlaf nicht zu seinem Rechte kommen.

Der Sturm tobt mit ungebrochener Kraft weiter, aus der Kammer des Oberförsters erlösen in verschiedenen Abstufungen Schnarchtöne, die der Alte sich im tiefen Schlafe leistet. Schon hat er mehrere Kläfter gesägt und manchen Ast mit beängstigenden Kunstpausen bewäligt. Endlich gegen Morgen nehmen auch mich Morpheus Arme liebevoll auf und wiegen mich in einen durch wilde Träume durchsetzten Schlaf, der durch das Signal eines Jagdhornes bald wieder unterbrochen wird.

Der alte Oberförster steht lächelnd in seiner biedereren Art vor meinem Lager, das Jagdhorn in der Rechten, und weidet sich an meinem erschrocken Gesicht, das noch schlaftrunken ihm mit großen Augen begegnet. Meine bescheidene Frage: „Herr Oberförster, schnarchen Sie immer so wie heute Nacht?“ findet kein Verständnis. „Ich, schnarchen? gibts gar nicht.“ Laut geträumt habe ich über die in der vorigen Woche auf ein und demselben Stande erlegten fünf Füchse und sieben Hasen, die verdammten Luters lagen mir im Traume auf der Brust und wollten mich erdrücken.“ — „Ja, ja, Herr Oberförster, so geht's, wenn man kein reines Gewissen hat und den Teufel an die Wand malt. Es graut der Tag. Der Sturm hat sich gelegt, graue Schatten weichen der im Osten blinkenden Morgenröte, die mit ihrem glühenden Rot und leuchtendem Gold den Horizont umsäumt, wie ein junges Weib nach wild durchtanzter Nacht zwischen weißen Linnen gebettet, atmet leise die erwachende

Natur. In großen, dichten Flocken schüttelt der Himmel aus graudunstigen Wolken seinen Wintersegen nieder und mehr und mehr schmiegen sich die weißen zarten Kristalle an Wald und Flur.

O Waldpoesie mit deiner urwüchsigen Kraft, wie erfrischst du das durch Alltagsorgen und Mühen verzagte Gemüth, wie almet die Brust freier in der reinen würzigen Luft, die wie eine zarte Frauenhand über die harten Züge streift, in die der Griffel des rastlosen Lebens seine Runen eingezeichnet hat.

Neues Leben, neues Sehnen, neues Hoffen steigt aus dem Innersten der Seele empor, und wie gebadet im Jugendborn strecken sich die Muskeln zu neuen Taten und schweift der Geist zu höheren Zielen.

Wie kleinlich erscheint hier, im hochgewölbten Dome des märchenhaft im Winterkleide prangenden Waldes die Welt mit ihrem ewigen Hasten nach Gewinn und Genuß, wie fühlst du dich geläutert, erhaben und frei gegenüber dem Kleinram der Welt.

Helles Glockengeläute erschallt. Schlitten auf Schlitten bringt die geladenen Gäste. Ein jeder begrüßt vom hellen Klange des Jagdhornes. Die Hasenhunde im nahen Zwinger, aufgeregt durch die Signale, geben unaufhörlich Halls und sind kaum von den Buschwächtern zu bändigen und zu looppeln. — Da die Tiere das ganze Jahr über im Zwinger gehalten werden, sind sie ohne Appell wie wilde Bestien. Ihrem Naturtriebe gehorchend, heken sie das Wild, um es zu zerreißen und zu verschlingen.

Wehe dem Hasen, der nicht gleich im Feuer fällt und vom Jäger geborgen wird. Gefaßt von den Hunden, zeigen nach wenigen Minuten traurige Reste des Balges den Ort, wo der Hase in die ewigen Jagdgründe befördert wurde. — Wer es möglich machen kann, sucht mit Vorliebe sich in den Besitz einer abgestimmten Meute zu setzen, d. h. Hunde zusammenzustellen, die in Abstufungen vom hohen Tenor bis zum tiefsten Baß Laut geben. Es ergibt sich dadurch ein harmonisch zusammengesetztes Geläute. Gewöhnlich hält die Spitze eine leichtgebaute, flott jagende Hündin mit hoher

Stimme, in die die Begleiter mit tieferen Tönen einfallen. Ueberhaupt hängt sehr viel von der Güte des Leithundes ab, der bei guter Nase sicher die Spuren und Winkelgänge der Hasen halten kann. Diese, die sogenannten Solojäger, werden, wie schon der Name sagt, auch außerhalb der Meute allein gebraucht, da ihre guten Eigenschaften keine Fehljagden befürchten lassen. Die Preise für solche Hunde sind den Leistungen entsprechend auch bedeutend höher als die der gewöhnlichen Begleithunde.

Die Jagd wird angeblasen und „Hunde los“ erschallt das Kommando des Oberförsters. Wie ein Sturmwind fegt die Meute in das dichte Unterholz. Schnee und Laub wirbeln unter ihren Läufen in der Luft und bezeichnen den eingeschlagenen Weg. Mit dem Rufe „Weg ihn auf! Weg ihn auf!“ feuert der Buschwächter die Hunde zu eifriger Suche an und bald hallt das Geläute durch den weiten Forst, als schönste Musik den lauschenden Jägerohren.

Halet! Halet! und nochmals Halet! heißt Hase in Sicht. Im höchsten Diskant wie ein erlösender Schrei angesichts des Hasen klingt das Halsgeben der führenden Hündin. Sie ist dicht hinter dem Hasen. Plötzlich tiefes Schweigen. Haken schlagend hat der alte Rammeler die Hündin irregeführt und Vorsprung gewonnen. Aber in kurzer Zeit sind die Hunde wieder auf warmer Spur und von neuem geht's in flottem Lauf hinterher. Die Jagd entfernt sich. Gedämpft klingt das Jiff-jaff der Hunde aus der Ferne. Ein Häher schimpft über die Ruhestörung, trommelnd revidiert ein Buntspecht eine franke Kiefer, Schneebällchen fallen von den Zweigen, auf denen sich ein paar Tannenmeisen haschen. Eichhörnchen fahren schnalzend an den Stämmen empor und schauen aus lustiger Höhe auf den Störenfried hernieder. Sonst tiefes Schweigen im Walde. Warmes Licht fällt durch die dichten Fichten auf den kalten Schnee. Ein aus dem Schlafe gestörter Waldfauz schwebt wie ein Schatten die Linie entlang und rüttelnd steht ein Bussard über der Waldblöße.

Die Jagd kehrt in weitem Bogen zurück. Näher und näher hört man das Geläute der Hunde, ein Schuß, ho! ho! ho! das Wild ist zur Strecke.

Der zeitraubenden Heke entsprechend sind die Strecken

mäßig. 6—18 Hasen, ab und zu ein Fuchs dürften schon ganz hervorragende Tagesstrecken sein. Gewöhnlich muß man sich mit drei bis fünf Stück Wild begnügen. Die Hauptrolle spielt hier in erster Linie die Passion für gutes Hundematerial, verbunden mit dem Geläute der Hunde in Gottes freier Natur. Nebenbei kommt noch der Vorteil zur Geltung, daß Terrain bejagt werden kann, wo der Jäger gar nicht oder sehr schwer Zugang findet; es sind dies für Menschen undurchdringliche Schilfbrüche, dichtes Unterholz usw. Der graue Hase, hier auch Vitauer genannt, macht gewöhnlich vor den Hunden eine größere Tour durch Feld, Wald und Busch; mit Vorliebe Feld- und Waldwege sowie kleine Waldblößen benutzend, absolviert er in schärfstem Tempo seinen Heklauf, um, öfters Hasen schlagend, in die Nähe seines Lagers zu gelangen.

Der Schnee- oder der Waldhase ist kein Freund von weiten Wegen, er kesselt meistens in dichtem Unterholze hin und her, sehr selten bequemt er sich einen Weg oder eine Blöße anzunehmen. Stellt man sich in dem Unterholze an, wo er von den Hunden gehoben wurde, so kann man ziemlich sicher sein, ihn in kurzer Zeit zum Schuß zu bekommen.

Kreuzt eine frische Fuchspur diejenige der gejagten Hasen, so nehmen die meisten Hunde mit Vorliebe die des Fuchses auf, ohne sich weiter um den Hasen zu bekümmern. Dann heißt es Hahn in Ruh und Geduld haben. Es kann Stunden dauern, bis die Hunde mit dem Fuchs zurückkommen, falls kein Bau in der Nähe ist; ist letzteres der Fall, so bringt der Fuchs dort seinen roten Rock in Sicherheit und die Hunde kehren zurück.

Dasselbe gilt auch von den Rehen, doch ist es hier noch schlimmer; nehmen die Hunde Rehe auf, dann Schluß der Jagd für heute, wenig Hoffnung bleibt, daß die Hunde zurückkehren, ja es kommt vor, daß sie am andern Tage weit entfernt in fremdem Revier festgenommen werden.

Bis vor 20 Jahren waren wenig Rehe in Nordlivland vorhanden, und es waren derartige Fälle selten. Jetzt jedoch, wo sich der Rehstand bedeutend gehoben hat, dürfte die Jagd mit Hasenhunden in größeren Forsten bald der Vergangenheit angehören.

Diejenigen aber, die das Glück gehabt haben, die Hasenjagden mit Hasenhunden im alten Livland eifrig zu betreiben, werden mit Behmut zurückdenken an die unvergeßlichen genußreichen Stunden, die ihnen diese Jagd damals beschert hat, denn kaum eine Winterjagd bietet so viel poesievollen Reiz, und so abwechslungsreiche Bilder dem dafür empfänglichen Weidmann, wie die Jagd mit Hasenhunden.

Weidmannsheil!!



Die Krähenhütte.

Fahle Dämmerung liegt über dem weiten Häusermeer der schlafenden Großstadt, deren Pulsschlag leise während der Nacht ausgekühlt hat. Einige verspätete Nachtschwärmer stolpern müde ihrer Kause zu, sonst stört kein Lebewesen die Einsamkeit der Straßen.

Taktmäßig hallen meine Schritte wider, im Echo zurückgeworfen von den hohen Fassaden der Häuser, die die Straße säumen. Bald ist der nahe Bahnhof erreicht, von dem der erste Frühzug mich an die Peripherie der Stadt bringen soll. Einige Kilometer von der Endstation liegt die Krähenhütte, mein heutiges Ziel.

Das verräucherte Fabrikviertel mit seinen unzähligen Schornsteinen liegt, in grauschwarzen Dunst gehüllt, bald hinter mir. Tief atmen die Lungen die reine, frische Luft, die der kühle Morgenwind vom nahen Meere zuträgt.

Mein Weg führt mich durch eine einsame Sandwüste, die in wellenförmigen Dünen sich weitet. Spärlich kümmerlich hier niedere Krüppelsichten und vereinzelte Büschel Strandhafer vegetieren im gelben Flugande.

Totenstille lagert über der weiten Flur, die auch nicht gestört wird durch das Erwachen des jungen Tages, der im rosigen Lichte sein Erscheinen meldet. Weiße Federwölkchen, angehaucht vom zarten Frührot, schaukeln, von den Schwingen des Morgenwindes getragen, am östlichen Horizonte, der in ununterbrochener Folge Licht und Farbe wechselt.

Es entwickelt sich eine Farbensymphonie vor den entzückten Augen, die keines Malers Pinsel auf die Leinwand zu bannen vermag. Durch zartes Rosa weben sich fahlgelbe Linien, die in satterer Färbung sich in einem Hauch von Purpurrot verlieren, über dem in goldglänzenden Flimmern garbenförmig die ersten Strahlen der Königin des Tages blitzen, die bald selbst als roter, glühender Ball in ihr Reich eintritt.

Die farge Vegetation schmückt sich zum Empfange des Tages mit Millionen von Diamanten, die als zarte Tau-
tröpfchen hingestreut liegen und ihre minutenlange Herrlichkeit bald dem glühenden Russe der strahlenden Sonne opfern müssen.

Der Flugsand duldet weder Weg noch Steg. Durch jeden Windhauch bewegt, glättet und verwischt er jede Spur, die seine Fläche narbt. Nach mühsamem Stampfen gelange ich zu der in einen Sandhügel eingebauten Hütte, aus deren geöffneter Tür bläulicher Rauch langsam in die klare Luft steigt. Ein Zeichen, daß bereits Kollegen anwesend und mit dem Bereiten des Morgentrunkes beschäftigt sind.

Der solide Balkenbau, der Eigentum der Jagdgesellschaft ist, wird eifrig von den örtlichen Jägern besucht, die hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, indem sie in gemütlichem, zwanglosen Beisammensein die Schonzeiten des Wildes verbringen und dabei zugleich ihr Jagdrevier von dem reichlich vorhandenen geflügelten Raubwild reinigen. In der Hütte, die 10—12 Mann fassen kann, ziehen sich längs der Wände feststehende Bänke, über die je zwei Schießlöcher mit verschließbaren Klappen angebracht sind. Auf der nach Osten liegenden Front befindet sich in einer Entfernung von ca. 20 Schritt ein künstlicher Hügel, auf dem das Sitzholz für den Uhu eingebaut ist. Die Seiten sind in Abständen flankiert von einigen dünnen Bäumen, die den anstreichenden Raubvögeln Gelegenheit zum Aufhocken bieten. Die Stammgäste der Hütte sind schon vollzählig versammelt, als auf seinem kleinen Jagdwagen, der auf weiten Umwegen in die Nähe der Hütte gelenkt wird, unser bewährter Altmeister mit dem Uhu eintrifft. Der joviale alte Herr mit seinem wallenden Graubarte verkörpert so recht die Figur eines Defregger Originals und erinnert in seiner Art sich zu geben

an einen alten, deutschen Weidmann von altem Schrot und Korn. Für jeden hat er beim Gruße kleine boshafte Anspielungen, auf eine persönliche Tugend oder Untugend hinizielnd, zur Hand. Der hierbei zu Tage tretende Humor bringt sofort eine gemüthliche Stimmung in die Gesellschaft, so daß auch die anwesenden Gäste sich gleich heimisch fühlen.

Der Uhu wird auf seinen freistehenden, weit sichtbaren Thron gesetzt, Tür und Schließlöcher bis auf eines geschlossen, und nichts verrät dem zu erwartenden Raubgesindel, die Anwesenheit seines größten Feindes.

Nicht lange dauert es, da meldet der Beobachter das Anstreichen einiger Krähen, die laut krächzend den Uhu umstreichen und mit wohlgezielten Schüssen erlegt werden.

Die Alarmrufe der Vorposten haben die ganze Sippenschaft der weiten Umgebung in Aufruhr gebracht, von allen Seiten streichen sie heran und umschwärmen mit heiserem Geträchze den aufgeregten Uhu, der mit aufgeblasenem Gefieder sich an sein Sitzholz drückt. Auf das Kommando: eins, zwei, drei, geben 6 Doppelrohre ihren Gruß her, so daß in kurzer Zeit eine erhebliche Zahl der Schwarzköpfe ihre Räuberlaufbahn beendet haben. Einige Zeit tritt Ruhe ein, und der Uhu, der ruhig an seinem Platze sitzt, blinzelt mit seinen großen Augen schläfrig in den Tag hinein. Plötzlich sträubt sich sein Gefieder. Unruhig hin und her tretend dreht und wendet er den Kopf rückwärts. In elegant schwebendem Fluge zieht ein Hühnerhabicht seine Kreise, die ihr Ende in scharfem Stöße auf den Uhu finden, der mit den Flügeln schlagend und vom Holze abspringend seinem Feinde ausweicht.

So folgt im Laufe der Stunden Bild auf Bild in abwechselungsreicher Folge. Krähen, Kolltraben, Sperber, Habichte und Falken wechseln je nach der Jahreszeit mit ihrem Besuche, sogar der Kuckuck hält es öfters für nötig, sich neugierig den Uhu zu betrachten.

Der Vormittag neigt sich seinem Ende zu. Nach und nach hat sich die Hütte geleert, und so verlasse auch ich sie als Letzter in dem Bewußtsein, wieder ein paar vergnügte Stunden in angenehmer Gesellschaft, verbunden mit dem eigenartigen Reize der Hüttenjagd, verbracht zu haben.

Weidmanns heil!!!

Die Balzjadg auf den Kampffläuter (Machetes pugnax) an den Ufern des Peipussees.

Frühlingslüfte wehen. Der Waldschneppenzug ist hier vorüber. Auer- und Birkhahn stehen in voller Balz. Die ersten grünen Spitzen zeigen sich an dem Gras und Schilf, das die Ufer des Peipussees umsäumt. Da meldet sich auch schon mein langjähriger Bootsführer, ein alter esthnischer Fischer, mit den Worten: „Herr, es ist Zeit, die Kampfahne spielen.“

Mit Sehnsucht erwarte ich alle Jahre diese Meldung, und höher schlägt mir das Herz bei dem Gedanken, wieder hinaus auf das Wasser zu kommen, und die frische würzige Seeluft in vollen Zügen zu atmen. Diese hochinteressante, schöne und abwechslungsreiche Jagd zähle ich zu den schönsten Stunden meines Jägerlebens. Sie ist das Gegenstück auf dem Wasser zu der poesievollen Waldschneppenjadg im erwachenden Frühlingswalde.

Einige Stunden Dampferfahrt bringen mich mit noch einem Jagdkollegen an die Mündung des Embachflusses, wo einige zerstreute Fischerhütten die einzigen menschlichen Niederlassungen bilden, sonst meilenweit nur große Sumpf- und Bruchflächen. Kein Feld, kein Garten ist hier zu finden. Die Bewohner, einige Familien, aus Russen und Esthen bestehend, leben nur vom Fischfang; Mehl, Kartoffeln und Gemüse müssen von auswärts herbeigeschafft werden. Die Häuser stehen auf einer Insel, die von einer Seite vom Peipus, von der anderen Seite vom Embach und kleinen Flüssen bespült wird. Jahr für Jahr verschlingt der Peipus durch sein niedriges Niveau Land; die Häuser mußten schon mehrmals weiter ins Land gesetzt werden, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Insel ganz vom See verschlungen wird.

Unsere Wohnung nehmen wir bei einer altgläubigen Russenfamilie, die uns gastfrei ihr Allerheiligstes zur Ver-

fügung stellt, das hier die gute Stube bedeutet. Große Heiligenbilder mit dem ewigen Lämpchen zieren die Wände, daneben verschiedene eingerahmte, buntfarbige Bilderbogen, wie man sie für einige Pfennige auf den Jahrmärkten bekommt. Da ist der Zar Nikolai mit Gemahlin, Kaiser Wilhelm der Zweite und Bismarck, die Hölle, wo der Teufel die Menschen brät, der Himmel, wo der liebe Gott und die Engel schweben, buntes Porzellan und Deckchen in russischen Mustern vervollständigen die Einrichtung.

Es erscheint die Matrona (Hausfrau) im Sonntagsstaat und bietet uns mit freundlicher, singender Stimme, die den Peipusrussen besonders eigen, ein Willkommen in ihrem Heim.

Bald summt der Samowar auf dem Tisch und ein Glas Tee erquickt den inneren Menschen. Beim Dampf der Zigarette werden Erlebnisse ausgetauscht, wobei die alte Matrona, obgleich sie nicht ein Wort deutsch versteht, die freundliche Wirtin spielt und immer wieder nötigt zum Glase Tee, obgleich wir schon sechs Glas bewältigt haben.

Nachdem wir nach dem Wetter ausgeschaut, kehren wir ins Zimmer zurück, finden aber alle Heiligenbilder mit Tüchern verhängt, später erfahren wir, daß die Altgläubigen nicht gestatten, bei ihren Heiligenbildern zu rauchen.

Ein Heutlager, mit sauberen Bettüchern belegt, nimmt uns zur Nachtruhe auf, und unter dem Rauschen der Wellen und dem einlönligen Schnarren des Wiesenknarrers versinken wir in erquickenden Schlaf.

Raum dämmert der Morgen, so bin ich im Freien, ein kühles Gesichts- und Kopfbad erfrischt wohlthuend Körper und Geist. Dichte Nebelschwaden wogen auf und nieder, Flüsse und Moor in dichten Schleier hüllend. Fächelnd setzt der Morgenwind ein, und bringt Bewegung in die weißen Massen. Bald brodeln es wie Dampf aus einem Riesentessel, und langsam steigen die Nebel zum Himmel empor. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne blitzen über den Spiegel des Sees, und langsam beginnt die Natur mit ihrem Tierleben zu erwachen. Der langgezogene Ruf der Kraniche schallt vom Sumpf herüber, und bald sieht man den schönen Vogel gravitatisch über die Wiese stolzieren.

In schaukelndem Fluge ziehen Kiebitze vorüber und aus dem dichten Rohrwalde erklingt das Brüllen der Rohrdommel. Höher steigt die Sonne, im Grase blitzen die Tautropfen, als ob Millionen von Edelsteinen ausgestreut wären. Enten ziehen schon gepaart in pfeifendem Fluge vorüber, und hoch aus den Lüften ertönt das „Llauid“ der Brachvögel. Ich stehe vertieft und lausche andachtsvoll den Stimmen der Natur, und wie ein Gebet steigt mein Dank empor zum Schöpfer, der mir diese Stunden des schönsten Genusses beschert. Der Ruf meines Jagdkollegen „Es wird Zeit!“ weckt mich aus meinen Träumen.

Im Zimmer dampft bereits der Samowar und freundlich grüßend steht die Matrona davor und wünscht uns Gesundheit und Gottes Segen. Einige Glas Tee mit Butterbrot sind bald eingenommen, da meldet auch schon der Bootsführer, daß alles zur Abfahrt bereit sei. Ein großes, halb mit Heu gefülltes Fischerboot nimmt uns auf, und von gleichmäßigen Ruderschlägen getrieben, gleiten wir den Fluß entlang. Hunderte von Fischreusen sind im Schilf verankert und säumen das Ufer, denn es ist die Laichzeit des Bleiers, der hier zu Millionen in jedem Jahre gefangen wird. Neugierig besehen wir uns eine solche Reuse und heben sie aus dem Wasser. Kaum können zwei Mann die Last heben, so viele Fische haben sich in dem Sacke gefangen. Es ist kaum glaublich, daß bei dieser Massenraubwirtschaft noch solche Mengen Fische vorhanden sind.

Wir erreichen den See. Ein Fischadler zieht majestätisch über ihm seine Kreise, und Hunderte von Zwerg-Seeschwalben — *Sterna minuta* — und Silbermöven — *Larus argentatus* — schweben mit leichtem Flügelschlag und ohrenbetäubendem Schreien über ihre Nistplätze am Seeufer. Mit flatschendem Flügelschlage streichen ein paar Biehhühner aus dem Schilfe, um wie laufend auf dem Wasser in der Ferne zu verschwinden.

Lautlos gleitet das Boot mit langen Stößen am Seeufer entlang, scharf wird ausgespäht nach den Buchten des Sees, in dem sich von Wind und Wellen zusammengeschobenes Schilf angeschwemmt hat. Dies sind die mit Vorliebe gewählten Balz- oder Spielplätze der Kampfläufer. Da, ein

Zeichen unseres Führers und in hellstrahlender Beleuchtung der aufgegangenen Sonne sehen wir in bewegtem Bilde das gesuchte Wild. Bald wie eine Schar hin- und herlaufender Ratten, bald in hohen Luftsprüngen übereinander rasende Schatten, bald wie aus Erz gegossene Gruppen, dann wieder ein Nicken und Schütteln und Springen, und von neuem fängt das Spiel an.

Wenn auch die Federn fliegen, und die Sache sehr ernst aussieht, so ist der Kampf doch unblutig und ohne Gefahr, da die schwachen Schnäbel nicht fähig sind, Verletzungen zu verursachen.

Geschieht kehrt der Führer das Boot Steuerbord und näher gleiten wir ans Ziel. „Du rechts, ich links, eins, zwei, drei,“ flüstert mein Kollege; donnernd hallen die Schüsse über die weite Wasseroberfläche, mit raschem Flügelschlag steigen die nicht getroffenen Hähne auf, um jedoch nach drei- bis viermaligem Kreisen wieder auf ihrem jahrelang eingehaltenen Balzplatze einzufallen, deren am See Hunderte vorhanden sind.

Fünf Hähne haben ihr Liebespiel mit dem Leben bezahlt und werden uns von dem Boosführer, der bis zum Gürtel ins Wasser muß, gereicht. Kein Hahn gleicht dem anderen im Gefieder des Kragens. Ein Hahn hat einen schwarzen Kragen mit gelben Tupfen, der zweite einen weißen Kragen mit fuchsroten Federn gemischt, der dritte einen gelben Kragen mit schwarzen Flecken, der vierte einen grauen Kragen mit weißen Binden, der fünfte einen rostroten Kragen mit weißen Federn. Es ist kaum glaublich, daß Mutter Natur bei diesen Geschöpfchen eine solche Mannigfaltigkeit in der Ausstattung des Hochzeitskleides getroffen hat. Und dies dürfte auch wohl der einzige Fall sein. Ich habe wohl Hunderte von Kampfhähnen geschossen, und doch noch nie zwei ganz gleichfarbige gefunden.

Des und das Kampfspiel ist es, was der Jagd auf den Kampfläufer den eigenartigen Reiz verleiht.

Außer der Balzzeit sind die Hähne im Gefieder einfach braungrau. Die Henne ist etwas kleiner und zierlicher im Bau. Kommt die Zeit der Paarung, so zieht der Hahn sein oben geschildertes Hochzeitskleid an. Außerdem bilden sich

über dem Schnabel gelbe oder braune Warzen. Für gewöhnlich liegt Hals- und Nackenkragen glatt am Körper, beim Balzspiel steht der Nackenkragen wie ein Helm auf dem Kopfe, während der Halskragen sich wie ein Schild nach vorne sträubt, genau, wie bei unseren kämpfenden Haushähnen. Nach der Balze tritt der Hahn in die Mauser, Kragen und Kopfspüz verschwindet, schlicht, im grauen Röckchen, erscheint unser Kämpfer, einer wie der andere ausgehend.

Sind die Jungen flügge, so vereinigen sie sich mit den Alten zu großen Flügen von dreißig bis fünfzig Stück und ziehen den ganzen Tag längs der Fluß- und Seeufer unruhig hin und her.

Da die Balzjagd auf den Kampfhahn von nur wenigen Jägern gekannt und ausgeübt wird, ist eine Verminderung der Tiere ausgeschlossen, weil erstens nur ein sicherer und ortsbekannter Bootsführer ein gutes Resultat herbeiführen kann und zweitens sehr gute Schützen nötig sind, die beim Schaukeln des Bootes noch sicher abkommen können, ich habe Herren gekannt, die trotz größtem Eifer keinen Hahn zur Strecke brachten.

Da der Kampfhahn auch vor dem Hunde zur Zeit der Befassinenjagd sehr selten zur Strecke kommt, weil er sich um die Zeit größtenteils auf unzugänglichen Mooren aufhält, so dürfte ein weiterer Grund für seine Schonung vorhanden sein. Obgleich der Wildmarkt in D. reichlich mit Wasservild besetzt wird, habe ich im Laufe von 25 Jahren nur acht bis zehn Stück zu Gesicht bekommen. Das Wildpret gleicht der Pfuhl- oder Doppelschnepfe, doch ist es nicht so zart.

Zu wünschen wäre es, daß da, wo der possierliche Kampfläufer sich in Deutschland zeigt, man ihm die größte Schonung angedeihen lasse zur Bereicherung und Zierde unseres mehr und mehr verschwindenden Sumpf- und Wasservildes.



Die Jagd auf die Doppel- oder Pfuhlschnepfe in Livlands Mooren.

Ein kühler, sonniger Herbstmorgen erwacht aus dunstigen Nebelschwaden. In den kahlen Stoppelfeldern glißern Netze aus Tausenden von Silberfäden, die der Wind hier mit ihren kleinen Reisenden aus der Familie der Spinnen gelandet hat. Der Volksmund nennt sie Altweibersommer. Von den Bäumen, die die Landstraße umsäumen, schwebt Blatt für Blatt in zitterndem Fluge zu Mutter Erde nieder, um in ihrem Schoße zu vergehen und damit beizutragen zur Auferstehung des Lebens in der verjüngten Natur.

Ein Zug Graugänse zieht in Keilform den südlichen Ländern zu, und ihr Geschrei klingt als Abschiedsgruß des scheidenden Sommers zu uns nieder. Seidenschwänze und Drosseln halten ihr Frühstück an den roten Beeren der Eberesche, die am Felddrain steht, und hoch aus der Luft ruft der Kolkrabe sein „Kolk, Kolk“.

Flott trabt unser Russenpferdchen vor der nationalen Bretz- oder Liniendroschke, dem 7 Kilometer entfernten Moore, unserem Ziele zu. Bald ist der Krug erreicht und das Gefährt in dem „Stadoll“, ein geräumiger, scheunenartiger Raum, untergebracht.

Nach kurzem Marsche nimmt uns das Moor auf. Still und einsam liegen die weiten Flächen. Verstummt ist das Schnarren des Wachtelkönigs, verstummt der Ruf des Kranichs und der Kronschnepfe, die bereits ihre weite Reise nach dem Lande der ewigen Sonne angetreten haben. Das „Käisch, Käisch“ einer herausgestoßenen Bekassine und das in Zwischenpausen vom nahen Flusse ertönende „Quack, Quack“ der Stockente zeigt, daß noch Leben in dieser Einsamkeit vorhanden ist.

Fern am Horizont glitzert wie flüssiges Metall ein von Schilf und Binsen eingerahmter See, zu dem in zierlichen Windungen ein Bach wie ein silbernes Band sich durch das fahle Grün der sauern Wiese schlängelt.

Torfgruben, teilweise mit Wasser gefüllt, liegen verstreut im Moore, das teils mit Knüppelbirken und Weidengestrüpp durchsetzt ist.

Wie eine grüne Insel liegt etwas erhöht das Terrain, schwarze Moorerde mit hohem Riedgras bewachsen, ein bekannter Aufenthaltort der Doppelschnepfe. Namentlich im Herbst fallen hier in großen Massen die Wanderer ein; trifft der Jäger einen solchen Masseneinfall, so kann er, buchstäblich gesagt, schießen bis die Rohre heiß werden: Der Schuß ist leicht auch für nicht gewandte Schützen. In geradem Fluge steigt die Doppelschnepfe niedrig über dem Boden auf, um bald wieder einzufallen. Namentlich im Herbst, wo sie so fett ist, daß beim Fallen auf den Boden über dem Brustbein die Haut platzt und das gelbweiße Fett herausquillt.

Die Doppelschnepfe ist sehr leicht mit der Bekassine, was Größe, Kopf und Rückenzeichnung anbetrifft, zu verwechseln.

Das sicherste Zeichen ist die Brust, die breiter und fleischiger, und nicht, wie bei der Bekassine weiß, sondern grauweiß mit rötlichbraunen bindenartigen Flecken bedeckt ist. Auch gibt sie nicht beim Aufstehen den heiseren Laut „Rätsch, Rätsch“ von sich, sondern fliegt gewöhnlich stumm ab, selten, vielleicht nur, wenn sie plötzlich aufgestoßen wird, hört man den Laut: „Bäd, Bäd“.

Unsere Hunde, ein Pointer und Irischer Setter, die in Irland allgemein zu dieser Jagd gebraucht werden, weiß ihre flotte und weite Suche, verbunden mit vorzüglichen Nasen sowie festem Vorstehen, hierbei am zweckmäßigsten zur Geltung kommen, galoppieren in weiter Suche über die Fläche. Bald stehen die Hunde, und nach erfolgreichen Schüssen werden die ersten Schnepfen an den Hühnergälden gehängt.

Auch unser kleiner Liebling, als seltener nordischer Gast, hat sich eingefunden; es ist die kleine Moor- oder Haarschnepfe (*Gallinago gallinula*). Grün-purpurschillernd gaukelt in schmetterlingartigem Fluge das kleine Geschöpfchen über die trockenen Riedgräser. — „Fahre hin, du kleiner Geselle, und grüße mir den Süden, wohin dein Sinnen steht!“

Plötzlich spritzt aus einem Tümpel das Wasser hoch auf, als ob ein Stein von unsichtbarer Hand geworfen wäre. Freund Lampe ist's, ein alter, gewiegter Kumpen. Auf einem kleinen Hügel mit dickem Gras und Moos bewachsen, umgeben von Wasser, war seine Lagerstatt. Wie oft mag er hier Zuflucht gesucht haben, wenn die Brackmeute hinter ihm her war, und hier seine Spur verlor.

Dieses Mal muß er daran glauben. Radschlagend haucht er sein vielgeplagtes Dasein aus.

Die Munition ist zu Ende. 36 Doppelschnepfen und zwei Hasen waren das Resultat dieser zweistündigen, von zwei Jägern ausgeübten Jagd.

Früher wurden die Pfuhlschnepfen sehr viel im Frühjahr während der Balz geschossen. Dieses ist jetzt jedoch verboten. Im Frühjahr genießen sie jetzt ihre gesetzliche Schonzeit. Die Balz findet am Boden auf bestimmten Plätzen statt und ähnelt sehr dem Spiele des Kampfläufers. 5 bis 10 Männchen finden sich gewöhnlich auf dem Platze ein, mit aufgeblähtem Gefieder, gesenkten Flügeln und ausgebreitetem Schwanz laufen sie hin und her und lassen einen zwitschernden, an kleine Vögel erinnernden Laut hören. Wurde dann in die Masse geschossen, so blieben gewöhnlich 5 bis 6 Stück liegen, zum Glück ist jetzt dieser Jagd ein Riegel vorgeschoben worden.

Weidmannsheil!!!



Sumpf- und Wasserwildjagd.

Wochenlang brütet die heiße Julisonne bei wolkenlosem Himmel auf die durstige Erde nieder. Die in der Flußniederung liegenden Wiesen, die gewöhnlich wie ein Schwamm von Wasser vollgesogen sind, sind ausgetrocknet und bieten jetzt die beste Gelegenheit zum Abernten. Die für gewöhnlich einsame Gegend ist deshalb sehr belebt. Ueberall sieht man sensenschwingende Männer, die den üppigen Graswuchs mähen. Frauen und Mädchen, die das frische Heu wenden

und das bereits trockene zu Haufen schichten, sehen in ihren roten, blauen und weißen Röcken wie große Riesenblumen aus, die auf dem Rasen verteilt sind.

Das Sumpf- und Wasserwald, das hier seine Brutplätze hat und die Gegend stark bevölkert, ist mit seinem Nachwuchs in die fast unzugänglichen Sümpfe, in denen viele mit Binsen und Kalmus bewachsene Seen und Flüsse liegen, ausgemindert; was jedoch den Jäger nicht hindern wird, sie in ihrer Einsamkeit aufzusuchen. Wartet er ja nur auf die Eröffnung der Wasserjagd, die am Peter- und Paulstage, das ist der 29. Juni russischen Stils (12. Juli), freigegeben wird. Mit Sehnsucht haben auch wir den Tag erwartet und früh schon wandern wir zur Ankerstelle des Booles, das uns auf mehrere Tage in die selten von eines Menschen Fuß betretene Wildnis führen soll. In leichter Kleidung, Ledersandalen, wollenen Kniestrümpfen, Leinjoppen, nebst einem gleichen Hute, als Reserve ein Paar Langschäfter und Strümpfe, gelangten wir an Ort und Stelle, vom altbewährten Bootsführer begrüßt.

Nachdem Proviant für mehrere Tage sowie die Hunde in das halb mit Heu gefüllte Boot verstaут sind, nehmen auch wir in ihm Platz und von kräftigen Ruderschlägen getrieben, steuert es schaukelnd flußabwärts.

Die weiße nordische Nacht mit ihrem zarten, wie durch Milchglas gedämpften Lichte lagert noch schweigsam über den Gefilden. Dichte Nebelschleier wogen auf und ab und gestatten keinen Ausblick; kaum sind die nahen Ufer des Flusses zu erkennen, und es bedarf großer Geschicklichkeit, die vielen Windungen, die der Fluß macht, zu bezwingen, ohne auf ein Ufer aufzulaufen. Das tiefe Schweigen, nur unterbrochen von dem gleichmäßigen Takt der Ruderschläge und dem Klatschen der kleinen Wellen, die gegen die Bootswand anschlagen, wirkt einschläfernd. Gedankenlos, wie im Halbschlummer, liegen wir im duftigen Heu.

Der Morgenwind, als Vorbote der aufgehenden Sonne, setzt das Nebelmeer in Bewegung und zerreißt die dichten weißen Schleier, die flatternd vor seinem Hauche sich verteilen.

Aus rosigen Wolken zittern die ersten Strahlen der

Herrscherin des Tages, die bald in goldener Pracht ihren Scheitel zeigt und damit wie mit einem Zauberstabe die Erde mit ihren Geschöpfen weckt.

Als Erste melden sich trillernd und flötend die großen Brachvögel, bald überstimmt von dem Chor der Rohr- und Sumpffänger, die, auf schwankenden Schilfhalmern sich wiegend, ihr Morgenlied in den jungen Tag flöten. Kraniche trompeten, Enten quaken. Hunderte von Möven und Seeschwalben schreien, dazu gaukeln die Kiebitze als Flugkünstler im blauen Aether, fürwahr, es ist ein Vogelleben, wie es vielseitiger und großartiger kaum gedacht werden kann.

Bald biegen wir in ein kleines Flützchen ein, dessen trübe Wasser kaum wahrnehmbar fließen. Von beiden Seiten engen dichte Binsen-, Ralmus- und Schilfwände das Fahrwasser ein, und unter dem Wasser wuchernde Algen und Wasserpflanzen verhindern ein flottes Rudern. Immer schmaler wird die Fahrrinne. Die ganze Oberfläche des Wassers ist mit weißen See- und gelben Teichrosen überfät, so daß die Ruder eingezogen werden müssen und eine lange Stange zur Fortbewegung des Bootes dient. Einzelne Mutterenten halten das Boot nicht aus und steigen schon außer Schußweite aus dem Schilf hoch, umkreisen das Boot mit ängstlichem Quaken, um uns abzu ziehen von ihrer Brut. Hier und da flattert schwerfällig eine schon flügge Jungente empor. Der Schuß ist leicht, so daß jeder Knall sein Opfer fordert. Einige Blässhühner streichen mit klatschendem Flügelschlage niedrig, wie laufend, über das Wasser und fallen uns mühelos zur Beute.

Der Wasserurwald, wie ich ihn nennen möchte, bestehend aus allerlei Schilfarten und Wasserpflanzen, wird immer dichter und undurchdringlicher, so daß ein Fortbewegen des Bootes vollständig ausgeschlossen ist. Also heraus aus dem Rahn und hinein ins Wasser, das uns fast bis an den Gürtel reicht. Das nahe Ufer wird in mühsamem Stampfen und Klettern durch das Gewirr von See- und Teichrosen, Wasserhelm und Schachtelhalmen glücklich und ohne Unfall erreicht. Zehn bis zwanzig Kilometer weit in die Runde erstreckt sich Sumpf, Bruch und Moor, nur hin und wieder von kleinen und größeren schilfumsäumten Wassertümpeln

und einigen Seen durchseht. Dazwischen liegen weite Grasflächen, die von Ferne schöne, grüne Wiesen vortäuschen, beim Betreten jedoch in schaukelnde Bewegung geraten und große Gefahren für den Nichtkundigen in sich bergen. Diese heimtückischen Grasflächen sind filzarig mit niedrigen Pflanzen überwuchert, von denen Moos, Boll- und Riedgras vorherrschend sind. Die Flecken, die sich durch schilfartiges dunkelgrünes Seggegras hervorheben, sind die gefährlichsten und daher besonders zu meiden, denn hier gibt es zumeist offene Stellen, oft nicht größer als ein Teller. Wehe dem Jäger, der hier durchbricht. Nur die größte Geistesgegenwart kann ihn vor einem langsamen, aber sicheren und grauenvollen Tode retten. Sofortiges Quervorlegen des Gewehres bei vorgestrecktem Oberkörper, mit beiden Händen das Gewehr wie kriechend vor sich herschiebend, gibt die Möglichkeit, die Beine einzeln und behutsam aus dem grundlosen Sumpfe, der unter der Grasdecke sich heimtückisch verbirgt, zu ziehen. Dies dürfte die einzige Möglichkeit der Rettung aus sicherer Todesgefahr sein, denn fremde Hilfe ist hier so gut wie ausgeschlossen und oft wird die Lage durch das Zertreten der festen Umgebung, die allein helfen kann, nur verschlechtert. Ich bin selbst einige Male in dieser fatalen Lage gewesen, und nur den oben beschriebenen Maßregeln verdanke ich meine Rettung.

Die Hunde revieren in den dichten Schilfwäldern mit größtem Eifer, und ich habe gefunden, daß kein noch so edles Blut, mögen es deutsche Kurzhaar-Pointer oder Setter sein, bei dieser schweren Wasser- und Sumpfjagd, was Nase, Suche und Passion anbelangt, das leistet, was die hier in Livland ausschließlich für diese Jagd gezüchteten Bastarde zwischen Hasenhund und Setter zu leisten vermögen. Namentlich das dichte Haar, die vorzügliche Nase, die große Passion und die Unermüdblichkeit zu dieser anstrengenden Jagd, die vom Hasenhunde ererbt ist, machen diese Blendlinge zu den gebrauchsfähigsten Wasserhunden, die ich je Gelegenheit hatte zu beobachten. Ja, ich habe Hunde aus solcher Zucht gekannt, die auch aushilfsweise zu anderen Jagden gebraucht wurden und dabei Vorzügliches leisteten.

Ein mir befreundeter Gutsbesitzer, der nur edles Blut von deutschem Kurzhaar und Setter führte, züchtete jährlich aus einer alten Lavrad-Setterhündin mit einem starken Hasenhunde ein bis zwei Stück Bastarde zum eigenen Gebrauch für die Wasserjagd.

Auf einer Birkhuhnjagd hatte ich Gelegenheit einen Bastard, den ich von der Entenjagd her kannte, noch näher kennen zu lernen. Der kaum Deutsch sprechende Buschwächter, der den Hund für seinen Herrn erzogen hatte und auch immer führte, erzählte mir, er hätte den Hund deutsch dressiert und bat mich, mir ihn vorführen zu dürfen. „Knotter“ war das einem Fleischerhunde ähnliche Geschöpf gekauft, das an der Leine stolz neben seinem Herrn und Gebieter einherschritt, der, mit einer alten Perkussionsflinte bewaffnet, in Sandalen und langem Leinenkittel sich sehr wichtig mit seinem Röter vorkam. Kaum konnte ich das Lachen unterdrücken, als ich der beiden, wie aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Gestalten ansichtig wurde. Im Walde angelangt, ging die „deutsche Dressur“ wie folgt los: „Knotterchen, such’ Wögelchen wür Ern (Herrn). Knotter, wirst tu wohl bei Wuß (Fuß) kommen. Nicht so izig (hizig) Knotterchen. Knotter langsam“. Ein Hase, der herausfährt, wird von Knotter nicht beachtet, doch steht der Hund bombenfest vor mehreren Birkhühnern. Einzelne stehen auf und werden erlegt. Knotter steht ruhig, ohne einzuspringen oder nachzusetzen, äugt er seinen Herrn an. „Knotter, du Kanalsja, Plinte laden, Plinte laden (Flinte laden), und als Knotter nicht gleich down macht, saust ein im Walde liegender Knüppel mehrmals auf den armen Kerl nieder, der jedoch in seiner Dickfelligkeit kaum etwas davon spürte und, ohne einen Laut von sich zu geben, sich in größter Seelenruhe hinlegte. Dieses war die deutsche Dressur, auf die der Buschwächter so stolz war. Herzlicher habe ich wohl selten gelacht wie bei dieser eigenartigen Vorstellung. Wie ich später von meinem Freunde erfuhr, ist Knotter sein bester Entenhund geworden. Er stand Hühner bei kurzer Suche bombenfest vor, ohne einzuspringen oder nachzupressen, war hasenrein und führte trotzdem im Winter die Meute der Hasenhunde als Spizenhund auf die

Hasenjagd. Er war ein Gebrauchshund im wahrsten Sinne des Wortes.

Doch zurück zu unseren Hunden, die in einer Bucht des Flusses stöbern und dabei Hals geben, was gewöhnlich geschieht, wenn sie noch nicht flügge Jungenten vor sich haben, die tauchend zu entfliehen suchen. Und richtig, schon apportiert ein Hund ein Daunenentchen, das dem Fang entnommen, ins Wasser gesetzt, sofort untertaucht und verschwindet.

Schwerfällig, mit losem, wie zerzausten Gefieder segelt eine Rohrdommel (*Bataurus stellaris*) aus dem Schilf. Ein Knall und geflügelt fällt sie zurück ins dichte Rohr. Dem Standlaute des Hundes folgend, sehe ich sie mit eingezogenem Halse sitzend, keine Bewegung verrät, daß noch Leben in ihr ist. Von weitem mutet ihre Erscheinung wie ein braungelber nach oben gespißter Pfahl an, nur die gelben Augen bewegen sich und scheinen Funken zu sprühen. Zornig folgen sie jeder Bewegung des Hundes, und sobald diese sie fassen will, fährt der eingezogene Hals ihm blitzartig entgegen, mit dem spizen Schnabel unablässig nach den Augen des Hundes zielend. Trifft solch scharfer Hieb, so ist es ums Auge, wenn nicht gar um den ganzen Hund geschehen. Ein kräftiger Stockhieb auf den Kopf und einer der ärgsten Fischräuber hat sein in tieffter Zurückgezogenheit geführtes Leben beendet.

Das Flußdelta ist erreicht. Vor uns liegt spiegelglatt, von keiner Welle bewegt, wie ein großes grünes Auge, umsäumt von Kolbenschilf, Binsen und Ralmus, die durchseht sind mit Wasserschieferling, Dolterblumen und Bergißmeinnicht, ein ca. 2 Quadratkilometer großer Binnensee. Weltabgeschieden in tieffter Einsamkeit, umgeben von unwegsamen Sümpfen, glaubt man sich in ein Zauberland versetzt. Geradezu beängstigend wirkt die unheimliche, feierliche Ruhe, die hier herrscht. Nur selten unterbricht der Ruf eines Vogels oder das Plätschern eines springenden Fisches die lautlose Stille. Wohl noch nie hat eines Menschen Fuß seine Spur in die Sumpfufer dieses Sees gedrückt, und unberührt von menschlicher Hand versinkt vielleicht schon seit Tausenden von Jahren die Vegetation der an-

grenzenden Flächen in die grundlose Tiefe zu neuen Torfablagerungen.

Unwillkürlich fragt man sich, wieviel Hunderte von Jahren wohl noch vergehen mögen, bis diese Riesenflächen der Kultur erschlossen werden, und ob es überhaupt jemals dazu kommen wird.

So anmutig und friedlich unser See heute sein Angesicht zeigte, so zornig und unheimlich kann sein Auge rollen, wenn die Herbststürme sein Innerstes aufwühlen. Grollend schleudert er dann seine aufgetürmten schwarzgrünen Wogen mit den weißen Schaumkrönchen über seine flachen Ufer weit hinaus aufs Land.

Jetzt heißt's zurück zum Boot, um durch einen Nebenarm des Flusses zu versuchen, in den See zu gelangen. Glühend heiß sendet die Sonne ihre Strahlen nieder und immer mehr und mehr ermattet der in Schweiß gebadete Körper in diesem unwegsamen Gelände. Unter Aufbietung aller Kraft gelingt das schier Unmögliche, das Boot ist erreicht, und nimmt uns in sein weiches Heulager auf. Vor allem entledigen wir uns der Kleider, Sandalen und Strümpfe, und nur das Hemd bleibt dem Adam zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen. Sämtliche Sachen werden an Stangen und Ruder aufgehängt und der Sonne zum Trocknen überlassen. Kaum ist die mangelhafte Toilette beendet, als ein Schwarm Kampfhähne anstreicht und in der Nähe des Bootes auf dem Sumpfe einfällt. Mein Jagdkollege, ein Jünger der Alma mater, ein junger aber desto eifrigerer Jäger, läßt sich trotz meines Abredens nicht davon abhalten, den Hähnen nachzugehen. Rasch sind die Reservelangschäfter an die nackten Beine gezogen und los gehts, aus dem Boot ins Wasser zum Ufer. Zeit meines Lebens werde ich dieses urkomische Bild nicht vergessen und noch heute bedaure ich, daß ich nicht eine photographische Kamera zur Hand hatte, um diese köstliche Bild der Nachwelt überliefern zu können. Die langen Beine in den schwarzen Stiefeln, der nackte Körper in dem kurzen flatternden Hemdchen, auf der Nase einen goldenen Klemmer, dabei vorsichtig im seichten Wasser die Beine hebend, schleicht mein Freund wie ein Indianer auf dem Kriegsfuße in geduckter Stellung an die Kampfhähne

heran, die natürlich schon aus der Ferne unsern eifrigen Nimrod äugen und sich schleunigst empfehlen. Bis zum heutigen Tag kann ich diese urkomische Situation nicht vergessen, und so oft ich etwas über Entenjagd lese, steigt sofort vor meinem geistigen Auge das Bild in ungetrübter Erinnerung, in der mich stets zum Lachen reizenden Gestalt auf.

Die Müdigkeit bei der furchtbaren Hitze verlangt ihr Recht. Ein Segeltuch wird zeltartig über das Boot gespannt, und geschützt vor den heißen Strahlen der Sonne versinken wir im duftigen Heu bald in tiefen Schlaf.

Ein Fehlschuß, von meinem Gefährten auf einen 150 Meter weit stehenden Kranich abgegeben, weckt mich. Rasch ein Bad im Fluß, und neu gestärkt und erfrischt kann die Jagd fortgesetzt werden. Unser alter Bootsführer weiß jedoch, was zur Leibes Notdurft und Nahrung gehört. Auf dem mitgebrachten Primus hat er uns einen duftigen Kaffee gekocht, der mit dem groben Roggenbrot, das mit frischer Butter bestrichen und mit Schinken belegt ist, vorzüglich zum braunwürzigen Tranke mundete. Mein Gefährte, der zum ersten Male eine solche Jagd in der einsamen Wildnis mitmachte, war erstaunt über den gereichten Kaffee, so daß ihm der Ausdruck entfuhr: „Wir leben ja wie die Fürsten!“ So komisch es klang, auch ich mußte bestätigen, daß er nicht so Unrecht hatte. Das Mahl ist beendet. Mehrere Zigaretten beschließen im Austausch von Jagderlebnissen die Siesta. Jetzt soll die Jagd dem kleinen gefiederten Sumpfwild gelten, deshalb müssen wir die einige Kilometer weiter liegenden Sumpfwiesen auffuchen, die als Eldorado der Bekassinen, Pfuhlschnepfen und Kronschnepfen bekannt sind. Bald ist das Terrain erreicht. Tiefbraune Moorerde mit Riedgras bewachsen, in dem Weiden und Krüppelbirken eingesprengt stehen, dazwischen zerstreut liegende, von Binsen umsäumte Wassertümpel weiten sich soweit das Auge reicht. Unsere ausgeruhten Hunde können in flotter weiter Suche ihrer angelerbten Passion freien Lauf lassen. Die Kronschnepfen fahren wie stechend auf die Hunde nieder, was sie gewöhnlich tun, wenn ihre Jungen in der Nähe sind. Wenn man die Hunde zurückpfeift, folgen sie ihnen ohne Scheu selbst bis in unsere Nähe. Auf diese Art werden bald mehrere Stück erlegt.

Doppelschnepfen und Bekassinen werden häufig gefunden und fallen uns zu mehreren Dutzenden zum Opfer. Zum Schluß des Tages wird noch ein Versuch gemacht, durch einen Nebenarm des Flusses in den oben erwähnten See zu gelangen, und es gelingt auch. Bei der Einfahrt sehen wir schon einen Schov Haubentaucher, aus fünf Gliedern bestehend, wie Torpedoboote über den See rinnen. Sobald wir in Sicht kommen, sinkt der Körper tief unter das Wasser und nur Kopf und Hals bieten ein unsicheres Ziel. Gewizigt durch frühere Erfahrungen verzichten wir einem Schuß darauf abzugeben, und entwerfen einen Kriegsplan, der ein Gelingen verspricht. Nach und nach, in geduldigem Hin- und Herlavieren, drücken wir die Taucher in eine Bucht des Sees, um ihr weiteres Tauchen zu verhindern. Großartig gelingt unsere List. Die ungewandten Flieger müssen sich erheben und versuchen seitwärts des Bootes wieder den rückwärts liegenden See zu gewinnen, doch drei müssen dabei ihr Leben lassen.

Auf dem Wege zum Nachtquartier, einer einsam gelegenen Blockhütte, die im Frühjahr den Berufsfischern als Wohnung dient, wird noch ein gefürchteter Würger der Sümpfe, eine Rohrweihe (*circus rufus*) erlegt; damit endet die Beute des heutigen Tages. Die Gesamtstrecke besteht aus 16 Stück Stockenten, 3 Tafelenten, 5 Knäckenten, 8 Krückenten, je 2 Löffel- und Moorenten, 3 Tauchern, 2 Bläshühnern, 1 Rohrdommel, 2 Kronschnepfen, 16 Doppelschnepfen, 9 Bekassinen und 1 Rohrweihe.

Die Fischerhütte finden wir in einem derartig schmutzigen Zustande, daß wir vorziehen, im Freien zu bleiben und in unserem Boot zu übernachten. Bald lodert ein Feuer unter einem landesüblich eisernen Grapen (Kessel), der an einem eisernen Dreifuß hängt, in welchem bald lustig Flußwasser kochend brodelte.

Während wir jagten, war unser alter Bootsführer nicht müßig geblieben. Er hatte eine größere Anzahl Fische geangelt, an denen er uns jetzt seine Kochkunst beweisen wollte. Karioffeln, Butter, Salz, Pfeffer, Zirone, Lorbeerblätter und Zwiebeln werden dem reichhaltigen Proviantkorbe entnommen und unserem Leibkoch ausgehändigt.

Während unser Koch das Essen zubereitet, versuchen wir als Nachspeise noch einige Krebse aus den Liserlöchern zu erlangen, was leider nicht in erwünschten Mengen gelingt. Ganze fünf Stück der so wohlschmeckenden und begehrten Krustentiere waren das Ergebnis einer Stunde mühsamer Arbeit, als unser Koch durch den Ruf „Herra Sög an mol-mis“ (Herren, das Essen ist fertig) dieselbe beendete.

Als unser Faktotum die kurz gekochte Suppe, die der Russe „Saljanka“ nennt, aufgetragen hatte, begegneten wir ihr mit einigem Mißtrauen. Doch beim Kosten konnte ich sie nur mit dem Prädikat „ganz vorzüglich“ auszeichnen, und selten in meinem späteren Leben habe ich ein so schmackhaft zubereitetes Fischgericht wieder gegessen. Frühzeitig suchen wir unser zum Zelt umgewandeltes Boot auf und verfallen schon nach kurzer Zeit in einen tiefen, traumlosen Schlummer. Ferner, grollender Donner läßt mich erwachen. Am Horizonte zeigen sich tiefschwarze Wolken, die ein heraufziehendes Unwetter ankünden. Ich wecke meinen Gefährten, und wir beschließen, die Jagd abubrechen und dem ungefähr 10 Kilometer abwärts des Flusses liegendem Fischerdorfe zuzueilen. Denn von dort aus ist es möglich, mit einem kleinen Flußdampfer in 4—5 Stunden die Stadt zu erreichen. Rasch ist alles gepackt und mit ausgespanntem Segel erreichen wir noch vor Ausbruch des Unwetters das Dorf und sind geborgen.



Die Jagd auf Birk- und Moorhühner (Lagopus albus).

Die Heide blüht! Gleichgültig vernehmen es Tausende, ohne zu ahnen, welch ein Zauber in diesen drei Worten für denjenigen liegt, der, wenn auch nur einmal im Leben, das liebliche Bild der blühenden Heide in sich aufgenommen hat.

Die genügsame Erka, die ihr bescheidenes Dasein im mageren Heidemoore fristet, zeigt sich in ihrem schlichten violettrosa Blütenkleide alljährlich am schönsten im Hoch-

sommer. Tausende von eifrigen Bienen statten ihr dann einen Besuch ab, um aus den kleinen Kelchen den süßen Nektar zu schlürfen, zur Bereitung des aromatischen Honigs. Dann ist die ganze Luft über der in heißer Sonnenglut träumenden Heide erfüllt von dem trägen, gleichmäßigen Summen der kleinen geflügelten Arbeiter. Buschartiges Gestrüpp umsäumt das rote Blütenmeer, in dem niedere Krüppelkiefen und silberglänzende Birken kümmern. Die Blau- und Heidelbeerbüsche tragen schon bläulich angehauchte Früchte, als Zeichen der nahenden Reifezeit. Der Porst (Ledum) haucht seinen aromatischen, sinnverwirrenden Duft, der einschläfernd wirkt, in den heißen Brodem, der in zitternden Wellen über der weiten Fläche liegt. Nur das eintönige Summen der unzähligen Bienen, ab und zu unterbrochen durch das Zirpen einer Grille, beherrscht die Stimmung, sonst ruht tiefer Friede.

An einen Baum gelehnt, lasse ich die Einsamkeit der Heidepoesie auf mich einwirken und gebe mich ganz dem an Halbschlaf erinnernden Zustande hin. Zeit und Raum schwinden. Selig wunschlose Gefühle nehmen mich gefangen, die traumhaft hinübergaukeln in ein Ahnen des Friedens der ewigen Jagdgründe. Die kalte Nase meines treuen vierläufigen Jagdgefährten, die meine Hand berührt, mahnt mich daran, daß wir nicht in das Revier der Birk- und Moorhühner gekommen sind, um zu träumen, sondern hier in ihrer Kinderstube Aussicht halten wollen nach der Zahl und Größe der heranwachsenden Jugend.

Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich sage, daß für den alten Livländer die Jungwildjagd höchstes Ideal ist. Wenngleich er auch einen guten Teil für die Hasenjagd mit Hasenhunden (Bracken) übrig hat. Andere Jagden spielen bei ihm eine nebensächliche Rolle. Beide genannten Jagden verlangen ein gutes Hundematerial, und dafür hat der Livländer von jeher immer eine große Liebhaberei gehabt. Besonders der livländische Adel zeigte dafür ganz besonderes Interesse, was zur Folge hatte, daß er stets mit dem vorzüglichsten Materiale versorgt war, das er, weder Kosten noch Mühe scheuend, stets auf der Höhe der Leistungen zu

halten wußte durch Einführung von ausländischen Rassehunden.

Vor allem eignen sich zur Jungwildjagd ruhige, appellsichere Hunde, kurze Suche, festes Vorstehen muß unbedingt Hauptsache sein, um ein gutes Ergebnis erzielen zu können. Apportieren wird nicht verlangt, da es, wie ich später ausführen werde, von großem Nachteil sein kann, wenn der Hund darin nicht fest im Appell ist.

Eine große Gefahr für die Hunde bilden die Massen von Kreuzottern, die in den Heidenmooren heimisch sind, manch edler Hund ist schon dem Bisse dieses giftigen Reptils zum Opfer gefallen. Schnelle Hilfe tut hier not, und ich habe gefunden, daß sofortiges Ausbrennen der Bißwunde mit einer brennenden Zigarre und eine tüchtige Portion Kognat oder Brantwein zwischen die Lippen des Hundes gegossen, den meisten der so behandelten Tiere, die schon als verloren galten, das Leben gerettet wurde. Aus diesem Grunde allein ist es angezeigt, ein solches Getränk immer bei sich zu führen, wenn auch bei der Hitze ein persönliches Bedürfnis dafür nicht vorhanden ist.

Das Birkwild bevorzugt die mit Heidel- und Blaubeeren, Porst und Heidekraut bewachsenen Ränder des Moores, auf denen ein junger Bestand von Fichten und Birken steht, wogegen das Moorhuhn mit Vorliebe die kahlen Flächen, die mit Moos und eingesprengten Krüppelkiefern bewachsen sind, zu seinem Aufenthalte wählt.

Birk- und Moorhühner halten im jugendlichen Alter den Hund vorzüglich aus, doch sind ihre Naturanlagen in ihrer Art ganz verschieden ausgeprägt. Hat man eine Kette Birkwild gefunden, so kann man sicher sein, daß in einem Umkreis von 10—20 Schritten das ganze Volk einzeln sich drückt und auch so aufsteht; diese Eigenart verlangt, wie vorher erwähnt, einen durchaus ruhigen Hund, der das Kommando zum weiteren Vorgehen abwartet und sich nicht verleiten läßt, den geschossenen Hühnern nachzuprellen oder zu apportieren, denn nur dadurch ist es möglich, von ein und demselben Stande aus die ganze Kette einzeln zu erlegen. Die alte Henne steht gackernd auf und ist immer zu schonen, da sie jahrelang ihren einmal gewählten Brut-

platz treu beibehält, wenn nicht ganz außergewöhnliche Störungen oder Terrainveränderungen sie zum Auswandern veranlassen. Nektars habe ich es erlebt, daß die jungen Hühner so fest vor dem Hunde lagen, daß ich sie greifen konnte. Sobald die jungen Hähne anfangen zu schildern, ist es jedoch damit vorüber, weit vor dem Hunde stehen sie auf, oft aufbäumend, sich in dichte Birken oder Fichten drückend. Sind Felder in der Nähe des Moores, so findet man oft früh am Morgen und abends, namentlich in Gerstenfeldern, ganze Völker von Birkhühnern, die dann leicht und sicher zur Strecke kommen.

In guten Birkwildrevieren sind Tagesstrecken von 20 bis 30 Stück keine Seltenheit.

Die esthnischen Buschwächter und Bauernjäger verstehen auch den Lockruf der Henne täuschend nachzuahmen und erlegen auf diese Weise ohne Hund, gedeckt ansitzend, die jungen Hühner. Der weidgerechte Jäger verschmäht jedoch diese Jagdart.

Anders wie das Jungwild verhält sich der alte Hahn, der in dieser Zeit immer allein als Einsiedler lebt und sich nie zum Volke hält. Gewöhnlich im dichten Unterholze, unter einem Busche liegend, läuft er beim Vorstehen des Hundes in scharfem Tempo vor diesem, wobei an Jäger und Hund große Anforderungen an Ruhe und Ausdauer herantreten. Ist der Hund zu rasch, so liegt die Gefahr vor, daß der Hahn zu weit vor dem Jäger aufgeht, weil dieser im dichten Unterholze nicht so schnell folgen kann. Ist der Hund hingegen zu langsam, so ergibt sich ein Dauerlauf, der Jäger und Hund bald ermüdet. Klappt alles, so versucht der Hahn, gedeckt durch einige Birken- oder Kiefernstämme, abzustreichen, und es erfordert schon etwas Geschicklichkeit im Schießen, hier den richtigen Augenblick abzapfen, oft, ja sehr oft kann nur ein Schnappschuß angebracht werden. Auch verträgt der Kaplan, wie er in Lioland genannt wird, eine gute Portion Schrot, ohne daß er sofort zur Strecke kommt. Ich habe Stücke beobachtet, die wie gesund abstrichen und erst auf 300—400 Schritte plötzlich hochsteigend leblos zur Erde fielen.

Finden wir eine Kette Moorhühner (hier Morasthühner

oder auch Schneehühner genannt), so bietet sich ein ganz anderes Bild. Wie mit einem Schlage prasselt das ganze Volk vor dem Hunde heraus, und zwar mit so laut furrenden Flügelschlägen, daß mancher Neuling auf dieser Jagd erschreckt zusammenfährt und darüber das Schießen vergißt. So gut das Volk den Hund beim ersten Finden aushält, so schlecht hält es, wenn es erst einmal beschossen wurde. Hier gilt es zu versuchen, die Kette zu sprengen. Gelingt dies, so ist es leicht, die Hühner einzeln zur Strecke zu bringen, da sie dann vorzüglich vor dem Hunde halten. Im übrigen vollzieht sich die Jagd ähnlich wie bei den Rebhühnern.

Leider ist in den letzten Jahren in Livland dies schöne und interessante Wild seltener geworden, in einigen Gegenden ist es ganz verschwunden; in anderen, wo früher Strecken von Hunderten keine Seltenheit waren, kommt es nur noch in vereinzeltten Exemplaren vor. Allgemein wird angenommen, daß die zunehmende Entwässerung und Kultivierung der Hochmoore der Grund ist, der zu dieser bedauernswerten Abnahme geführt hat.

Bastarde zwischen Moor- und Birkhahn kommen vor, doch diese sind sehr selten; nur einmal habe ich Gelegenheit gehabt, einen Bastardhahn zu Gesicht zu bekommen.

Im Spätherbste und im Winter, wenn Birken und Espen ihr Laub abgeworfen haben, wird das Birkwild noch mit dem Bolwan und durch Anfahren mit dem Schlitten erlegt. Der Bolwan ist ein mit Heu oder Holzwohle ausgestopftes Gebilde aus Tuch, das in roher Form und Farbe ein Stück Birkwild darstellt, auch werden ausgestopfte Birkhähne oft zur Jagd gebraucht. An einer langen Stange befestigt werden die Bolwans in die Kronen von Birken oder Espen angebracht, und zwar wählt man höhere Bäume, die an Waldrändern aus dem niederen Holze weit sichtbar hervortreten, und die in Gegenden stehen, in denen Birkwild heimisch ist. Sind die Bolwane angebracht, so stellen sich die Jäger in die Nähe der Bäume gedeckt an, und das Zutreiben beginnt.

Als Treiber wählt man einen zuverlässigen, ortskundigen Mann, der in der Gegend ansässig ist und die Ge-

wohnheiten des Birkwildes genau kennt, wenn möglich den Ortsbuschwächter.

Das Wild, das in dieser Jahreszeit in gemischten Flügen von Hähnen und Hennen, die aus 5—10 Stück und mehr bestehen, gesellig beisammen lebt, hält sich tagsüber in den Kronen der Birken und Espen auf, um die Knospen dieser Bäume zu äßen, und ist infolgedessen schon von weitem sichtbar. Hat der Treiber ein Volk gefunden, so umgeht er es in der Weise, daß die Hühner nach der Seite abstreichen müssen, wo die Bolwane angebracht sind. Ist der Mann einigermaßen geschickt, so ist ein Erfolg sicher.

Die Hühner, die die Bolwane für ihresgleichen ansehen und dadurch ein Gefühl der Sicherheit bekommen, streichen entweder auf die die Bolwane tragenden Bäume hin oder fallen in nächster Nähe von diesen ein. Jetzt heißt es rasch schießen, bevor das Wild die Täuschung erkennt und wieder abstreicht.

Viele finden in dieser Jagd ein besonderes Vergnügen, ich habe ihr keinen Reiz abgewinnen können, da sie mehr oder weniger eine fleischmachende Schießerei ist und weder intelligente noch sehr sichere Schützen erfordert und das Wild überhaupt zu schade für diese Knallerei ist.

Viel interessanter und spannender vollzieht sich das Anfahren des Birkwildes mit dem Schlitten. Sobald ein Flug Hühner gesichtet ist, umkreist man ihn, ohne anzuhalten, spiralenförmig. Die Fahrt geht oft über Gräben, Moorhügel und durch dichtes Unterholz und stellt an die Fahrer große Anforderungen an Geschicklichkeit im Umgehen der sich in den Weg stellenden Hindernisse. Näher wie auf 50 bis 60 Schritt lassen die Hühner selten heran, weshalb man bei Erreichung dieser Entfernung aus dem Schlitten springt und sofort schießt. Gute, scharfschießende Gewehre sind erforderlich, wenn man auf diese Entfernung das Wild zur Strecke bringen will, umso mehr, als das Birkwild im Winter starkes Schrot vertragen kann. Eine Büchse könnte hier gute Dienste leisten, doch ist bei diesem raschen Schießen ein sicheres Abkommen kaum möglich, wenn nicht außergewöhnliche Fertigkeit im Führen der Büchse vorhanden ist. Das sonst sehr scheue Wild läßt sich auch bei mehrmaligem Be-

Schießen von neuem anfahren, ohne besondere Vorsicht an den Tag zu legen; nach dem Schusse streicht es 200—300 Meter weit ab, um wieder einzufallen.

Ganz besonders erinnere ich mich eines Falles, wo ich zweimal denselben Flug in kurzer Zeit anfuhr und auch das erwünschte Stück erlegte. In einer Gesellschaft von ca. 10 Stück Birkwild fiel mir besonders ein Hahn durch seine außerordentliche Größe auf. Ich vermutete, da kein Auerwild in dieser Gegend heimisch, einen verflogenen Auerhahn vor mir zu haben. Beim ersten Anfahren zeigte das Stück weniger Scheu als die anderen Hühner und ritt als letztes ab. Leider verfehlte ich es, da ich beim Abspringen vom Schlitten etwas stolperte und dadurch kein sicheres Abkommen mehr fand. Nach Verlauf von einer halben Stunde fand ich die ganze Gesellschaft 200 Meter vom Abflug entfernt vollzählig auf einer Espe am Rande einer Wiese wieder. In vorsichtigen Kreisen war ich auf co. 100 Schritt angefahren, als die Hühner bis auf den großen Hahn sich empfahlen. Letzterer blieb sichernd mit ausgestrecktem Halse zurück. Hier gabs kein Zögern. Ein Sprung aus dem Schlitten und im Lauffschritt die Entfernung etwas verringernd, sandte ich dem schwarzen Gefellen beim Abstreichen eine Ladung Nr. 2 aus Choklauf nach, die er im Knall durch wirbelndes Fallen quittierte. Stark mit den Flügeln schlagend und sich im Kreise drehend hatte ich Mühe, ihn in die Gewalt zu bekommen, um ihn abfedern zu können. Er entpuppte sich als selten schönes Stück eines Rackelhahnes mit vorherrschendem Auerhahngefieder, das heute noch ausgestopft als einziges Exemplar die Sammlung der Naturforscher-Gesellschaft in Dorpat ziert. In schneereichen Wintern findet man häufig an abfallenden Waldrändern, an denen Schneedünen angeweht sind, höhlenartige Löcher, die ähnlich den Kolonien der Uferschwalben, nur in größerem Maßstabe, angelegt sind. Diese Baue beherbergen in den frühen Morgenstunden Birkwild, das für die Nacht hier Schutz vor Frost und Wind sucht und findet. Wie diese Höhlen entstehen, ob die Hühner sich einschneien lassen und dann sich wieder aus dem Schnee herausarbeiten, oder ob sie diese mit den Stendern ausscharren, habe ich nicht beobachten können und leider auch trotz mehrfacher Um-

frage bei Förstern, Buschwächtern und Bauern nicht in Erfahrung bringen können. Daß die Löcher aber stets von Birkwild bewohnt waren, habe ich augenscheinlich festgestellt.

Die Jagd auf den balzenden Birkhahn findet in Livland im allgemeinen sehr wenig Anhänger, was wohl hauptsächlich auf die im Frühjahr grundlosen Wege, die bei den großen Entfernungen zurückzulegen sind, seine Erklärung findet. In den Ostseeprovinzen genießen die Waldbühner streng durchgeführte Schonzeiten, die leider nicht, wie erwünscht, kontrolliert werden können, da das ganze Jahr hindurch mit gefrorenem sibirischen Wilde gehandelt wird. Infolgedessen segelt so manches einheimische Huhn unter dieser Flagge, ohne beanstandet zu werden. Leider findet man auch in der Schutzzeit der Waldbühner im Herbst und im Winter Ummengen von Auer- und Birkhennen auf den Märkten vor. Sie stammen meistens aus den großen Mooren Liv- und Kurlands und werden dort von den einsam wohnenden Bauernjägern geschossen resp. gewildert.

Jedem weidgerechten Jäger steigt die Bornesröte ins Gesicht, wenn er unter diesem zum Markte gebrachten Wilde findet, daß auf einen Auer- oder Birkhahn 15—20 Hennen kommen. Daß bei diesen Verhältnissen von einer Zunahme der edlen Waldbühner nicht die Rede sein kann, ist klar, wundern muß man sich eher, daß bei dieser Raubwirtschaft überhaupt noch was vorhanden ist.

Wer Zeit und Interesse dafür hat, findet bei der reichen Zufuhr im Herbst und im Winter öfter sehr seltene Bastarde. Im Vorübergehen fand ich persönlich einige Male solche, und zwar zwei Rackelhähne, einen hennensiedrigen Birkhahn und einen Fasanbastard, leider war letzterer im Gefieder so stark mitgenommen, daß er nicht mehr zum Ausstopfen geeignet war. Die Rackelhähne übergab ich einem Präparator, der sie nach Leipzig geschickt haben soll.

Im übrigen Rußland läßt das dort vorhandene Jagdgesetz die größte Dehnbarkeit zu. Der Grund dafür ist, daß es dort privilegierte Berufsjäger gibt, die das ganze Jahr hindurch jagen dürfen, und zwar ohne Einhaltung der ge-

sehrlich vorgeschriebenen Schonzeit. Wie mir mitgeteilt wurde, soll das nicht nur in den einsamen Gegenden Sibiriens der Fall sein, sondern auch teilweise in dem an Livland angrenzenden Gouvernement Pleskau so gehandhabt werden. Von diesen Jägern wird das Wild größtenteils in Schlingen gefangen, weil diese Methode keine Mittel für Pulver und Blei erfordert und auch weit bequemer und ergiebiger sein soll. Wer die Unmassen von sibirischem Wilde, das in gefrorenem Zustande zum Versand kommt, gesehen hat, kann nicht begreifen, wie es möglich ist, daß bei diesem Massenmord überhaupt die Arten noch vorhanden und nicht schon lange ausgestorben sind. Jedenfalls kann nur das große Rußland mit seinen unermesslichen, wenig bevölkerten Flächen eine derartige Produktion zu wege bringen.

In Petersburg, als einem der Hauptstapelplätze für sibirisches Wild, gewährt es einen eigenartigen Anblick, wenn man die Berge von gefrorenem Auer-, Birk-, Moor- und Haselwild sieht, die mit großen Holzschaukeln wie Kohlrüben auf Wagen verladen werden. Die Hühner sehen wie große Federklumpen aus, Köpfe und Hälse sind unter die Flügel geborgen, die Stender an den Körper fest angedrückt und in dieser Stellung sind sie steinhart gefroren. Nur unter diesen Umständen ist es auch denkbar, daß das Wild die vielen Mißhandlungen beim Aus- und Umladen vertragen kann, ohne ernstlich beschädigt zu werden.

In früheren Jahren kamen die sibirischen Birkhähne in Petersburg in vollem Gefieder zum Markte, in den letzten Jahren vor dem Kriege scheint man aber erkannt zu haben, daß der Stoß des Birkhahnes einen Wert darstellt, denn besonders dazu angestellte Weiber entfernen jetzt vor dem Verkaufe das Spiel, weil es als besonderer Handelsartikel gewertet und meistens nach Deutschland verkauft wird. In der Provinz werden die Hähne noch im vollen Schmucke ihrer Stöße zum Markte gebracht und findet man im Frühjahr, während der Balzzeit, ganz hervorragend schöne Stücke, unter ihnen. Zum Schluß möchte ich noch erwähnen, daß es mir ganz besonders aufgefallen ist, daß die sibirischen Auerhähne, die ich zu Gesicht bekommen

habe, ganz auffallend schwächer sind, und gegen die Massigkeit der livländischen bedeutend zurückstehen. Ob dabei klimatische Verhältnisse mitspielen oder eine Abart des Urogallus vorliegt, ist mir nicht bekannt.

Das sibirische Birkwild gleicht in Form und Größe genau dem livländischen.

Weidmannsheil!!!



Ein Jagdausflug mit dem Dampfboot.

Der rechte Jäger, der die Jagd allein mit seinem vierfüßigen Jagdgefährten auszuüben pflegt, wird mir beistimmen, daß die Gesellschaftsjagden ein eigenes Kapitel in der Jagdpraxis darstellen und nicht jedermanns Sache sind. Namentlich hier zu Lande waren solche Jagden sehr beliebt, auf denen Essen und Trinken die Hauptsache bedeute, und deren Teilnehmer meistens aus solchen Leuten sich rekrutierten, die gerne den Jäger spielen wollten, weil es eben zum guten Ton gehört, den Jagdsport auszuüben.

Daß dazu mehr gehört als ein Gewehr zu tragen und einen Hund zu führen, können sie nicht begreifen, weil ihnen die Fähigkeit abgeht, im Wilde mehr zu sehen, als bloße Schießobjekte, zudem hantieren sie mit dem Gewehre derartig leichtsinnig, daß man sich wundern muß, daß nicht noch mehr Unglücksfälle auf solchen Jagden vorkommen, als es bereits geschieht, umso mehr, da viele solche Herren zum großen Teile hahnlose Gewehre führen. Auch möchte ich noch eine besondere Eigenschaft dieser Nimrode erwähnen, die darin besteht, die Schuld für die von ihnen abgegebenen Fehlschüsse der Munition oder dem Gewehre beizumessen. Bald ist ihr Schrot zu grob, wenn Federwild beschossen wird, bald zu fein, wenn es sich um Haarwild handelt, oder das Gewehr lötet nicht, und andere Ausreden mehr. Daß sie allein die Schuld tragen, weil ihnen die Fähigkeit abgeht, das Ziel und die Entfernung richtig zu erfassen, beziehungsweise abzuschätzen, kommt ihnen gar nicht in den Sinn.

Jährlich ein paar Walddreiben auf Elch, Fuchs und Hase genügten mir vollständig, und wenn ich diese hinter mir hatte, ohne angebleit zu sein, war ich froh, wieder ein Jahr Schonzeit genießen zu können.

Gewisse gesellschaftliche Pflichten und Rücksichten erfordern Opfer, die nicht gut zu umgehen sind, und wenn auch ungern, so doch gebracht werden müssen. Ein solches Opfer, das ich einem guten Freunde darbringen mußte, war auch ein Jagdausflug in größerer Gesellschaft, der in einem kleinen Flußdampfer unternommen werden sollte.

Die angesagte Abfahrtszeit ist bereits reichlich $\frac{1}{4}$ Stunde überschritten und noch sind die Herren Nimrode nicht zur Stelle, weil man es nicht für nötig findet, pünktlich zu sein, ist doch der Dampfer für schweres Geld für den Ausflug zur „freien“ Verfügung gestellt.

Endlich lösen sich die Taue. Heiser ertönt das Dampfpeischen und klappernd setzt sich das kleine bejahrte Ding in Bewegung. Gerührt winkt die am Ufer stehende zahlreiche Begleitmannschaft mit dem Taschentuche Abschiedsgrüße zu, als gelte es eine Trennung für's Leben oder mindestens eine gefährliche Nordpolexpedition zu unternehmen. „Viel Glück“ und „fröhliche Jagd“ schallt es aus zartem Munde zu uns herüber.

Raum liegen die letzten Häuser der Stadt hinter uns, als auch schon der auf Deck bereitstehende Kartentisch vollständig besetzt und ein kleines Monaco im Entstehen ist. Der dicke M. vom Umfange einer Biertonne, weit und breit in der Stadt und Land ob seines Riesenappetits und ewigen Durstes mehr berüchtigt wie berühmt, schwigt schon so, daß er sich seiner sämtlichen Oberkleider entledigt und sich dann daranmacht, die Temperatur des Bieres festzustellen, wie er sagt, das in einigen Hundert Flaschen in Eispackung wohlverstaut bereitsteht.

Drei Flaschen des edlen Nasses sind bereits in der ewig durstigen Kehle verschwunden und immer noch nicht hat er die Temperatur festgestellt. Endlich bei der vierten kommt's zögernd heraus: „etwas kälter könnte es sein.“

Wie mancher Hausfrau hatte er schon durch seinen Riesenhunger die ganze wohl vorbereitete Einteilung ver-

dorben. Doch obwohl alle das wußten, fehlte er doch selten auf den größeren Jagden, die auf den umliegenden Gütern alljährlich stattfanden. Einmal wurde der Versuch gemacht, ihm einen Denktzettel zu geben, doch vergebens, man kannte eben doch nicht die unergründlichen Tiefen von M.'s Magen. Auf einem Jagdausfluge im Forste wurde M. eröffnet, daß heute leider Schmalhans Küchenmeister und außer Brot und Hering nichts vorhanden sei. M. gewöhnt, auf dieser Jagd gerade die leckersten Dinge zu finden, war etwas enttäuscht, griff jedoch wacker zu und hatte bald ein vierpfündiges Brot nebst einigen Heringsen vertilgt. 2 Flaschen Bier folgten. M. schien wohl gesättigt, und lehnte alle weiteren Angebote, doch noch zuzulangen, höflich doch bestimmt ab. „So meine Herren, jetzt wollen wir auch noch etwas frühstücken,“ sagte der Jagdherr, und ein Schinken, Wurst und andere schöne Sachen wurden ihrer Hülften entledigt. Wohl keiner der Anwesenden konnte seine Schadenfreude über den Reinfall M.'s verbergen, der mit rotem Kopfe die appetitlichen Sachen mit den Augen verschlang. „Na, so eine Gemeinheit,“ entrang sich endlich stöhnend seinem Munde, und schon verschwand Stück um Stück des saftigen Schinkens in die grundlosen Tiefen seines Riesenbauches. Wer nicht leer ausgehen wollte, mußte sich beeilen, was zu erhaschen, denn M. machte keine Pause und ruhte nicht eher, als bis auch das letzte Stück den Weg alles Vergänglichen gegangen war.

Doch zurück zu unserer Gesellschaft, die schon nach ½stündiger Fahrt an reich besetzter Tafel sitzt und der russischen Sakuska (Imbiß) wacker zuspricht. Wie eine russische Sakuska gewöhnlich zusammengesezt wird, möge man aus Nachstehendem ersehen: Kaviar, geräucherter und marinierter Aal, geräucherter Lachs, Delfardinen, Heringe, einfach und mit saurer Sahne, gekochter und geräucherter Schinken, verschiedene Sorten Wurst, gekochte und gesalzene Zunge, Salzfleisch, verschiedene kalte Braten, Spiegeleier, Radieschen, Kettig mit Sahne, verschiedene Sorten Käse und mehr. Zum Schluß meistens noch ein warmer Gang. Selbstverständlich dürfen verschiedene süße und bittere Schnäpse nicht fehlen, die stets reichlichen Absatz finden. Tee, Bier,

Wein und Punsch bilden dann die Getränke, bei denen die Gesellschaft gemüthlich weiter beisammen sitzt.

Unter dem Sonnendache des Dampfers herrscht drückende Hitze, weshalb ich die erste Gelegenheit benutze, um unauffällig aus der Tafelrunde zu verschwinden. Gelehnt an den Vordersteven, versinke ich in den Frieden des goldenen Hochsommertages, dessen kochende Luft in zitternden Wellchen über dem Flusse schwebt. In kurzen, unzähligen Windungen zieht der Fluß seine Bahn durch die mit niederen Weidenbüschen durchsetzten Wiesen, die sich beiderseits des Ufers bis zur Mündung des Flusses weiten. Wenig Abwechslung bietet die öde Landschaft. Kein lebendes Wesen zeigt sich den darnach suchenden Augen, nur einige Lodjen (Barken) die mit Brennholz schwer beladen sind, und von Russen längs den Ufern gezogen werden, unterbrechen für Minuten die Eintönigkeit der Fahrt. Endlich haftet das Auge auf mehreren Baumgruppen, die wie Oasen in der Wüste erscheinen und aus deren Grün einige Gebäude mit roten Ziegeldächern hervorlugen. Dies sind Gutshöfe, die etwas höher gelegen hinter alten Parkbäumen verborgen dahinträumen. Fern am Horizonte zieht ein Seeadler seine Kreise. Ein Zeichen, daß der Peipussee nicht mehr fern ist. Nach zweistündigem Schlemmen löst sich die Tafelrunde auf und fast die ganze fröhliche Gesellschaft verteilt sich auf dem Dampfer, um nach der schweren Sitzung Erholung zu suchen. Die, welche des Guten zu viel getan, machen ein kleines Schläfchen, andere zieht es magnetisch zum Kartentisch zurück, die verwegensten Nimrode aber greifen zum Gewehr, um ihre lange zurückgehaltene Schießwut zu befriedigen. Auf alles, was fliegt, wird gefeuert. Dabei spielen Entfernungen, wie 100--150 Meter keine Rolle. Größtentheils müssen Möven und Krähen als beliebte Versuchsobjekte herhalten. Wenn den armen Geschöpfen nach meiner Meinung auch kein Federchen gekrümmt wird, so ist die der Schützen entgegengesetzt, da von ihnen allgemein angenommen wird, daß jeder Schuß getroffen hat, wenn auch nicht immer gleich tödlich. Und das nennt sich nun Jäger! und brüstet sich noch mit Treffsicherheit. Masjäger wäre wohl die richtige Bezeichnung, die ihnen zugelegt werden müßte.

Doch alles hat ein Ende, und es tritt wieder Ruhe ein, die dazu benutzt wird, dem bereits aufgetragenen Kaffee nebst dazu gehörenden Likören Bescheid zu thun.

Das Dampfboot biegt in ein kleines Nebenflüßchen, dessen schmales Fahrwasser Schilf und Rohrwände säumen, ein. Hier ist im Frühjahr und im Herbst ein gut besetztes Jagdrevier für Enten, die jetzt, gestört durch die vielen Fischer, nach einsamer gelegenen Gegenden ausgewandert sind.

Angewidert durch bei meinen Kumpanen Gesehenes und Gehörtes, entschieße ich mich zur Flucht und lasse mich mit meinem Hunde durch das im Schlepptau befindliche Boot ans Ufer rudern. Alle'n und frei vom lästigen Zwange der Gesellschaft, schweige ich in dem sich mir bietenden Naturgenuß. Ein frischer erquickender Hauch weht von nahen See und streicht kühlend über die heißen Schläfen, leise zittern die Rispen des Sumpfsgrases und flüsternd heben und senken sich die schlanken Rohre, auf denen Teich- und Rohrfänger schaukelnd ihr Liedchen flöten. Eintönig schnarrt der Wachtelkönig im hohen Niedgrase, über dem Hunderte von Wasserjungfrauen schweben, wobei ihre smaragdgrünen Leiber gleich Edelsteinen im Sonnenscheine glänzen. Ein Schwarm Kampfhähne kreist, aufgeschreckt von einer Rohrweihe, ruhelos umher, die als gefürchteter Bürger der Sümpfe lautlos und unermüdet über ihr weites Jagdgebiet nach Beute spähend schwebt.

Gemächlich wandere ich mit meinem Langhaarigen am Uferrande des Baches entlang, der nur auf einem schmalen Streifen von 30—50 Meter Breite gangbar ist. Weiter ins Land hinein liegen unpassierbar für den Menschen die grundlosen Sümpfe und Brüche, die als stark bevölkerte Brutplätze für Krähen, Enten und Bekassinen bekannt sind. Ein halbes Duzend Bekassinen, einige Wachtelkönige und eine Kronschnepfe ist die geringe Strecke meines Abstechers. Von Ferne höre ich das Rauschen des zurückkehrenden Dampfers, der auch bald in Sicht kommt und mich nach wenigen Minuten wieder aufnimmt. Mit Hallo werde ich empfangen, da man meiner schon lange gewartet, um mich als Schiedsrichter in einer Streitfrage heranzuziehen. Es

handelt sich um nicht mehr und nicht weniger, als um eine armselige Seeschwalbe, die den großen Jägern so kostbar wie ein Auerhahn erscheint, und auf die drei Herren das Jägerrecht beanspruchen. Dem Schrothagel aus drei Doppelrohren ist das arme Tier zum Opfer gefallen und jeder Schütze behauptet, es gestreckt zu haben. Kurz und bündig fälle ich das Urtheil, daß der Vogel in drei Teile geteilt und die einzelnen Teile unter den Streitenden verlost werden müssen, und zwar: 1. beide Flügel, 2. Kopf und Bürzel und 3. die Ruder. Unter allgemeinem Jubel findet mein salomonisches Urtheil allseitigen Beifall, und Friede und Eintracht kehren wieder in die erregten Gemüther ein.

Wir kehren in den Hauptfluß zurück, der sich kurz vor der Mündung in zwei Arme theilt. Die kleine Insel, die dadurch entstanden ist, bildet im Frühjahr einen bevorzugten Balzplatz für Birkwild, das hier ungestört der Minne leben kann. Gelegentlich der Kampfhahnjagd habe ich öfter im Vorüberfahren die Sonnenbalz der Birkhähne beobachten können, die sich meistens auf niedrigen Krüppelkiefern abspielt. Der große Binnensee, dessen grünschwarzes Wasser wie flüssiges Metall im goldenen Sonnenlichte schimmert, wird sichtbar und zeigt ausnahmsweise heute ein freundliches Gesicht. Ruhig liegt seine weite Wasserfläche da. Einige Fischerboote schaukeln sich leise wie ein Schwarm verflogener Weißlinge auf seinem Spiegel. Zwischen ihnen tummeln sich unzählige Taucher und anderes Wasserwild. Schwärme von ew'g hungrigen Möven und Seeschwalben schweben nahrungsfuchend unermüdlich über ihren stets reichlich gedeckten Tisch und beleben dadurch das herrliche Bild, das sich den Augen des Naturfreundes in urwüchsigter Kraft darbietet.

Von den Riesenmassen Enten, die den Peipussee namentlich im Spätsommer und Herbst bevölkern, kann nur der sich einen Begriff machen, der sie mit eigenen Augen gesehen hat. Buchstäblich gesprochen verfinstern die schwarzen Entenwolken die Sonne, wenn die Enten sich, aufgeschreckt durch einen Dampfer oder eine Barke, mit einem Male erheben; gelegentlich einer Dampfersahrt von B. nach D. beobachtete ich einen Schwarm von Enten, der, als er sich aufgeschreckt vom Wasser erhob, wie eine schwarze

Wand von $\frac{1}{2}$ Kilometer Länge und 200 Meter Breite den Horizont verdeckte.

Für gewöhnlich ist der große See ein unruhiger Gefelle und gleicht dem offenen Meere. Schaumgekrönte Wellen rauschen dann über ihn hin und singen weit hörbar ihr Lied in brausenden Akkorden, gleiten ungestüm über die schilfbewachsenen Ufer weit ins Land hinein, wodurch dieses immer mehr und mehr in Sumpf verwandelt wird. Auch bei ruhiger See ist es immer ein gewagtes Spiel, ihn mit einem kleinen Flußdampfer zu befahren, da die hier plötzlich auftretenden Böen sich in seinem Sonnendache fangen und ihn dadurch zum Kentern bringen. Dies veranlaßt auch den Steuermann, beizudrehen, und die Fahrt flußaufwärts fortzusetzen. Die angeheiterte Gesellschaft aber ist anderer Meinung und besteht unternehmungslustig auf die Einfahrt, obgleich es an warnenden Stimmen nicht fehlt. Was vorauszusehen war, geschieht. Kaum einige Meter von der Mündung entfernt, legt sich, gefaßt von einer leichten Brise, der Dampfer leewärts und schöpft Wasser. Nur durch die Geistesgegenwart einiger erfahrener Leute wird durch Gegengewicht, wobei der dicke M. schwer ins Gewicht fällt, eine Katastrophe verhindert, und wohlbehalten, wenn auch vollständig durchnäßt, gelangen wir rückwärts wieder in den Fluß. Die überstandene Gefahr wirkt ernüchternd, und es wird beschlossen, in der Nähe eines Fischerdorfes zu landen und dort die Nacht zu verbringen.

Das aus armseligen und zerstreut liegenden, mit Stroh gedeckten Hütten bestehende Dorf bildet eine Reihe von Pfahlbauten und wird zum größten Teile von Russen bewohnt, zu denen sich einige Familien verrußter Esthen gesellt haben. Die fleißige und genügsame Bevölkerung lebt nur vom Fischfang, der das ganze Jahr hindurch betrieben wird, am ergiebigsten jedoch im Frühjahr und im Herbst ausfällt. So eigentümlich es erscheint, so ist es doch Tatsache, daß unter diesen Leuten keine Jäger beziehungsweise Wilderer sind, obgleich ihnen hierzu genügend Gelegenheit geboten wird, denn eine Kontrolle ist in den ausgedehnten Sümpfen kaum durchzuführen. Trotz peinlichster Nachforschung habe ich keinen einzigen Menschen

finden können, der Sinn oder Leidenschaft für die Jagd gehabt hätte. Ganze Gemeindejagden am Ufer des Peipus-sees, wo gute Birk- und Auerwild- sowie reichliche Sumpfwildjagd vorhanden ist, wurden für ein Wedro Branntwein (12½ Liter) im Werte von damals 5 Rubel (10 Mark) verpachtet und fanden trotz der Billigkeit wenig Liebhaber, da die einsam gelegenen Gegenden nur mit großen Schwierigkeiten, z. B. nur mit dem Segelboot, zu erreichen sind.

An Fischen werden hauptsächlich Hechte, Barsche, Bleier, Kesse und keine Stinte gefangen, doch ist die Ausbeute an Zander, Brachsen und Aal auch bemerkenswert. Die Preise für Hechte bewegten sich damals zwischen 14 und 20 Pfg. für ein russisches Pfund (400 Gramm), für Barsche 10 Pfg., für Zander und Brachse 24 bis 30 Pfg. Die Edelfische gehen größtenteils in frischem Zustande in die nächstgelegenen Städte, wogegen Bleier in Tonnen gesalzen, Kesse teils gesalzen, teils geräuchert zu Markte gebracht werden. Die kleinen Seestinte werden in großen, dazu eingerichteten Backöfen getrocknet und in die großen Städte des inneren Rußlands als beliebte Fastenspeise der Russen versandt. Für den eigenen Bedarf werden größere Vorräte von Hechten, Barschen, Brachsen an der Luft getrocknet und als Wintervorräte aufbewahrt. Sie bilden so die Hauptnahrung der Bevölkerung. Ein eigenartiges Gericht habe ich hier gesehen. Es besteht aus fingerdicken Fladen, ähnlich unseren Eierkuchen, und wird aus dem frischen Roggen des Bleiers zubereitet, der hier im Frühjahr in Reusen zu Millionen gefangen wird. Diese Roggenkuchen kommen in großen Mengen auf den Markt nach D. und werden hier von der ärmeren Bevölkerung gerne gekauft und wie Brot verzehrt. Wie schon erwähnt, ist die Bevölkerung sehr genügsam. Ihre Nahrung besteht in der Hauptsache aus Fisch in gekochtem, gesalzenen, geräucherten und getrockneten Zustand, dazu Brot, Kartoffeln, im Sommer gelten als Delikatessen Salzgurken. Fleisch, Gemüse, außer Weißkraut und Zwiebeln, kommen selten oder nie auf den Tisch. Von Jugend auf den größten Teil ihres Lebens auf dem Wasser beschäftigt, hat sich bei diesen Leuten eine Ausdauer im Rudern ausgebildet, die erstaunlich ist. Ich habe Bootsführer gehabt, die von

morgens 4 Uhr bis abends 8 Uhr mit nur kleinen Unterbrechungen die ganze Zeit über unermüdlich gerudert haben, und zwar ein ansehnliches Fischerboot mit 3--4 Insassen. Die Männer haben eine große Leidenschaft für Schnaps, den sie in großen Mengen zu sich nehmen. Ich habe Leute gekannt, die $\frac{1}{2}$ Stof (fünf Achtel Liter) 40-grädigen Kornschnaps ohne abzusetzen austrinken konnten und davon nicht einmal betrunken wurden. Das Eigenartige hierbei ist noch, daß diese Leute nicht einmal Gewohnheitstrinker sind, sondern diesem Laster nur frönen, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet, was verhältnismäßig aber nicht oft vorkommt. Keine einzige Schänke ist in der Nähe und auch im Hause wird nie Alkohol gehalten. Frauen und Kinder genießen keinen Alkohol.

Unser Nachtlager gestaltete sich durch die Ungunst der Verhältnisse zu einem Martyrium, an das ich heute noch mit Gruseln zurückdenke. Die Heuböden, sonst ein sauberes und ruhiges Nachtlager, sind leer, weil das Heu noch in Schobern auf den Wiesen steht, denn es kann erst dann eingebracht werden, wenn der Boden hart gefroren ist und Schnee liegt, denn sonst sind die Sümpfe nicht fahrbar und schon das Mähen macht große Schwierigkeiten. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als in den Fischerhütten selbst zu nächtigen. Ich erhalte mit noch 4 Kameraden eine Stube von ungefähr 4 Meter Länge angewiesen, in der bereits 2 Ehepaare mit zusammen 7 Kindern und 4 fremden Fischern ihre Lager aufgeschlagen haben. Nahe der Thür in einer Ecke wird das wenige Heu geschichtet, auf dem wir uns zur Ruhe niederlassen. Trotzdem durch die schlecht schließende Thür etwas frische Luft eindringt, herrscht doch bald eine derartig dicke Luft, daß der Atem zu stocken droht und der dadurch entstehende Husten den Schlaf verscheucht. Wie erlöst springe ich auf, als endlich der Morgen graut und ich ins Freie kann. Tief atmen die Lungen die reine Luft, die in frischer Brise mir vom See entgegenweht, und ein erquickendes kühles Bad wirkt auf Körper und Geist neubelebend. Auch der innere Mensch ist bald durch ein paar Glas heißen Tees nebst Imbiß zu seinem Rechte gekommen, so daß das allgemeine Wohlbefinden wieder hergestellt ist

und zu weiteren Taten ermutigt. Doch, ist es Kagenjammer vom gestrigen Schlemmen oder die schlecht verbrachte Nacht: es will keine rechte Stimmung mehr aufkommen, so daß der mehrfach geäußerte Wunsch, die Heimreise anzutreten, angenommen wird. Das klägliche Ergebnis der ganzen Strecke sind leider nur: 3 Enten, 2 Kronschnepfen, 8 Stück verschiedenes kleines Sumpfwild, 2 Krähen, 1 Möve und 2 Seeschwalben.

So endete bescheiden der mit großen Kosten und viel Zeitaufwand unternommene Jagdausflug im Dampfboot.

Weidmann sheil!!!



Der Frühjahrsanstand auf die Waldschnepfe.

Es blickt nicht mehr. Dory.

Wieder will es Frühling werden. Die ersten Stare, welche auf der kahlen Linde im Garten ihr Morgenlied pfeifen, erzählen es. Sonst mahnt noch nichts daran. Schneebedeckt liegen die weiten Fluren und von Eis umschlossen die erstarrten Bäche, Flüsse und Seen.

Doch über Nacht kommt auf raschen Schwingen der Südwestwind und küßt mit seinem warmen Hauche Schnee und Eis, die aufgelöst in schmutzige und schäumende Fluten dem Flusse zueilen. Bald erscheint auch Frau Sonne mit ihrem strahlenden Gesicht zum Besuche und verwischt mit goldenem Tüchlein die letzten Spuren des Winters, der lange genug bei Mutter Erde zu Gaste war.

Silberne Weidenkätzchen, blaue Leberblümchen und gelber Crocus erwachen aus ihrem Winterschlaf und gucken mit ihren frischen Gesichtern träumend in den goldenen Tag hinein.

Auch in unserer Brust regt sich die Sehnsucht nach dem geliebten Walde und der von jedem Weidmann so sehnüchlig erwarteten Waldschnepfe, die bald aus ihrem südlichen Winterquartier zu ihrer Heimat zurückkehren muß.

Mit Macht zieht es auch mich hinaus in Gottes freie Natur, zu lauschen dem geheimnisvollen Wirken und Weben, das der nahende Frühling bringt. Die Auferstehung der verjüngten Natur will ich mit feiern, mitfühlen den Pulsschlag, der mit neuer Kraft alle Geschöpfe durchrinnt, genießen den frischen Erdgeruch, der, geschwängert von feuchtwarmer Luft, eigenartige Empfindungen auslöst.

So wandere ich denn hinaus, an der Seite den alten, bewährten Langhaarigen, den einkehrenden Jüngling zu begrüßen, der alle Jahre aufs Neue uns seine herrlichen Gaben im Garten, Feld und Wald darbietet.

Auf den Feldern arbeitet fleißig der Landmann und zieht mit seinem Pfluge über die weiche Ackerkrume, Furche um Furche stürzt er die schwarzen Schollen zur Seite, die berufen sind neue Saat aufzunehmen.

Krähen stolzieren mit nickendem Kopfe in den frischen Furchen, um Engerlinge und anderes Getier als erste Frühjahrskost nach harter Wintersnot aufzunehmen; graue Bachstelzen streifen in gaukelndem Fluge hin und her, um bald in trippelndem Laufe mit wippendem Schwänzchen sich an der Mahlzeit zu beteiligen.

Surrend fliegt ein Feldhuhnpaar aus dem grünen Roggen, der wie ein grüner Teppich, von brauner Kante der frisch gestürzten Aecker umsäumt, sich weitet; Lerchen trillern, und hoch in den Lüften flötet die Kronschnepfe in kreisendem Fluge.

Die tiefgelegenen Wiesen sind überschwemmt und bilden einen großen See, auf dem sich Scharen von Enten und Gänsen niedergelassen haben, Bekassinen meckern über dem Moore, wo die Kiebitze ihre Flugkünste zum besten geben.

Mein Stand ist erreicht; unter einer alleinstehenden Fichte, die sich an jungen Bestand von Birken und Fichten lehnt, lasse ich mich auf der seit Jahren benutzten Moosbank nieder. Hunderte von kleinen Vogelschreien geben ihr Bestes zum großen Waldkonzert; es ist ein Zwitschern, Flöten und Pfeifen ohne Ende.

Langsam verschwindet die Sonne hinter der schwarzgrünen Kiefernwand, düster wird es im Unterholz, stiller im Walde.

Rauschend fährt der Abendwind durch die Zweige, Krähen feiern mit quarrenden Mißtönen ihre Hochzeitsnacht. Auf den höchsten Spizen einer Espe flötet die Singdrossel ihr Lied dem aufsteigenden Abendstern entgegen, bis auch sie verstummt. In feierlicher Ruhe liegt der Wald. Der treue Jagdgefährte, der mir zur Seite liegt, hebt den Behang und wendet den Kopf; was den Jägerohren noch nicht vernehmbar, haben seine scharfen Sinne bereits erfaßt, kennt er doch durch mehrjährige Erfahrung diese Jagd und das Wild, welches zu erwarten ist.

Am Abendhimmel heben sich die dunklen Umrisse eines Vogels ab, der mit pfeifendem „Pfiwit“ über das Holz streicht, die erste unserer langersehnten Waldschnepfen hält ihren Einzug in die Heimat. Leise klingen zwitschernde Akkorde aus Büschen, Vöglein träumen von Lust und Liebe, Mäuse rascheln im Fallaub, piepsend ein Weibchen jagend.

„Quorr, Quorr,“ geisterhaft klingt ein Laut aus der Ferne, kommt er von rechts? von links? von oben oder von unten? Unschlüssig hierüber lauscht das Ohr nach den geheimnisvollen und doch so bekannten und ersehnten Tönen. Da, im eulenartigen Fluge zieht eine zweite über die Spitze des Hochwaldes, um, im Bogen abwendend und sich senkend, im niederen Bestande einzufallen. — — — Der Strich ist im vollsten Gange, bald hier, bald da sehe ich Schnepfen putzend und quorrend ziehen, bisweilen zwei bis drei Stück. Im Fluge sich stechend, zwitschernd Laute von sich gebend, fallen sie zusammengeballt wie ein Federknäuel fast bis zur Erde, um wieder aufsteigend ihren Minneflug fortzusetzen.

Die Schleier der Dämmerung haben sich verdichtet, kaum sind die Umrisse der einen Meter hohen Baumstümpfe zu erkennen, die vereinzelt auf der Waldblöße stehen, als eine Schnepfe, stumm anstreichend, sich auf einen derselben niederläßt. Leider verhindert mich die immer mehr zunehmende Dunkelheit, Beobachtungen über ihr weiteres Verhalten anzustellen. — Zum ersten Male in meiner langjährigen Jägerpraxis wurde mir Gelegenheit geboten, mich von der Tatsache zu überzeugen, daß Schnepfen auch auf bloßen, und nicht, wie allgemein angenommen wird, nur auf den Erdboden einfallen. Von geehrter Seite wurde

mir noch mitgeteilt, daß eine Schnepfe aufbaumend auf eine Birke beobachtet wurde. Hiermit dürfte für mich die im allgemeinen angezweifelte Frage gelöst sein.

Dunkler und dunkler wird es, Federwölkchen schweben wie große Schneeflocken am abendlichen Himmel, der am westlichen Horizonte noch den letzten fahlen Schimmer der untergegangenen Sonne zeigt. — Summend umkreisen mich die ersten blutdürstigen Mücken, ein Mistkäfer fällt mir klatschend vor die Füße, und hoch aus der Luft flötet ein Zug Regenbogenpfeifer, der unsichtbar eilenden Fluges den nordischen Gestaden zusteuert. — Der Mond ist aufgegangen und spiegelt sich in Lachen und Tümpeln, die sich überall vom Schneewasser gebildet haben. Silber glänzen die Wipfel der Fichten und Tannen, und das bleiche Licht fällt durch die kahlen Birken- und Espenzweige auf die schlummernde Erde nieder.

Da, wie ein Schemen aus einer andern Welt, kaum dem Auge wahrnehmbar, gleitet, vom düstern Unterholz kommend, ein Schatten vorüber und verschwindet lautlos auf der Blöße. Plötzlich erscheint wie hingezaubert in einer Wasserlache klar und deutlich das Spiegelbild einer Waldschnepfe. Sichernd dreht sie das Köpfchen nach allen Seiten, um bald darauf ihren Stecher in den weichen Uferstrand des Tümpels zu versenken. Eine Bewegung meines Hundes läßt sie lautlos wie sie gekommen abstreichen.

23 Stück unserer Langschnäbel habe ich auf ihrem Wanderzuge beobachtet, ohne daß es mir möglich war, einen sicheren Schuß anzubringen.

Das Schweigen im Walde, die weiche, würzige Luft, die schmeichelnd mich umweht, wirken narkotisch. Traumverloren wandern die Gedanken und halten Einkehr in die Tiefen der Seele. Ferne Erlebnisse steigen, verschönt im strahlenden Lichte der Erinnerung, empor, Zeit und Raum schwinden — das ist die Waldmärchenpoesie, die auch den alternden Weidmann mit ihrem Zauber umstrickt und ihm noch einmal Glück und Jugend vorgaukelt.

Das langgezogene „hu hu hu“ einer Waldschnepfe weckt mich aus meinen Träumen und mahnt zur Heimkehr.

War Dianas Gunst mir auch heut nicht gewogen, so hat es Jupiter desto besser mit mir gemeint; der herrliche, laue Frühlingsabend, verschönt durch das silberne Licht des Mondes, dazu das märchenhafte Konzert der kleinen gefiederten Sänger, fürwahr, ein Feiertag war's in Gottes freier Natur verbracht, wie er schöner und poesievoller keinem Sterblichen zu teil werden kann.

2.

Schwere graue Wolken hängen tief über der von dunstigen Nebelschwaden belagerten Erde: Feuchtschwer lastet die diesige Luft auf Brust und Gemüt, doch nichts hält mich zurück, meinen abendlichen Gang während der kurzen Strichzeit unserer Waldschnepfen zu machen.

Glitschend können die Füße kaum Halt finden auf dem schmalen Fußsteige, der sich am Grabenrande des Landwegs entlang zieht, und nur mit den erprobten Langschäftern ist es möglich, den Weg durch Bruch und Moor zu passieren.

Einsam liegen die weiten Fluren, ein Zug Kraniche schweift niedrig über das Moor, seine Trompetentöne verhallen langsam in der Ferne. Aufgeblasen mit struppigem Gefieder sitzen trübselig ein paar Krähen auf den Grenzsteinen, und auf der Landstraße sucht eine Schar Goldammern spärliches Futter.

Es fängt an zu schneien, große Flocken tanzen wirbelnd in der Luft, fallen auf die nasse Erde nieder und verschwinden im klotigen Grunde.

Auf der Moorniese stehen die Weiden und Krüppelbirken im seichten Schneewasser und erscheinen schattenhaft im Nebel wie große polypenartige Gebilde, die ihre dünnen Zweige wie Fangarme in die Luft strecken; aufgestoßene Bekassinen fahren in blickartigem Fluge mit heißerem „Rätsch, Rätsch“ aus dem dürrn vorjährigen Riedgrase, das auf den Moorthügeln in dichten Büschen lagert.

Im Walde herrscht Ruhe, nur ab und zu hört man einzelne Vogelstimmen, als ob sie den Ton angeben wollten zum großen Waldkonzerte, doch der Chor schweigt, die Rädchen

der kleinen Musikanten sind feucht und kalt, unlustig haben sie sich in das dichte Unterholz zurückgezogen, um das schlechte Wetter zu verträumen.

Die Dämmerung bricht rasch herein, auf Baum und Strauch bilden sich weiße Linien von dem fallenden Schnee, der seinen Tanz ununterbrochen weiter wirbelt.

Durch das dichte Schneetreiben klingt plötzlich der pfeifende Ton einer Waldschnepe, die im raschen Fluge die Pichtung überstreichen will, — ein Knall, zwitschernd fällt sie geflügelt seitwärts in's Holz, um bald vom Hunde gebracht zu werden. Die erste Erbeutete dieses Jahres halte ich, noch lebend, in der Hand und erfreue mich an dem schönen, starken Gulentopfe.

Nicht lange darauf folgt eine zweite, die quorrend über die Spitzen des niederen Holzes gezogen kommt, im Feuer fällt sie wie ein Stein in einen Wassertümpel. Mehrere streichen außer Schußweite über und längs der Waldschneise, eine Stumme, die über den Hochwald anstreicht und sich schattenhaft vom Abendhimmel abhebt, wird als letzte mit einem Schnappschuß in die ewigen Jagdgründe befördert. Traumhaft erscheint mir mein Weidmannsheil bei diesem furchtbaren Wetter, doch die am Hühnergallen hängenden drei Langschnäbel überzeugen mich von der Wirklichkeit. Drei Schluck aus der Jagdflasche als dreimaliger Beerdigungstrunk beschließt den heutigen Anstand.

Das Schneetreiben hat nachgelassen, ein frischer Wind weht und jagt am bleigrauen Himmel zerrissenes Gewölk vor sich her, dunkler werden die Schatten der aufsteigenden Nacht, die mich auf dem Heimwege begleitet, diesen zu einem Leidensweg machend.

Einen Schritt vorwärts, einen halben zurück, so geht es dem einen Morast ähnlichen Wald- und Feldweg entlang, kaum scheint es möglich, ohne Balanzierstange den jeder Beschreibung spottenden Weg zu halten. An akrobatische Künste erinnernde Drehungen und Wendungen vollbringen endlich das scheinbar Unmögliche, die Landstraße ist erreicht!

Vom nahen Bauerngehöft schallen rauschende Flügelschläge, in flotter Fahrt kommen ein paar Wildschwäne über das Gehöft, in niedrigen aeraden Zuge über meinen Kopf

streichend, und zwar so niedrig, daß ich, als sie über mich fortbrausten, deutlich die an dem Körper anliegenden Ruder erkennen kann. Bei leerem Gewehr sehe ich mit nicht gerade geistreichem Gesichte dem in der Ferne verschwindenden Wilde nach. Wie oft und mit welcher Leidenschaft habe ich auf meinen viel Jagdfahrten eine Begegnung mit diesem klugen und scheuen Wilde herbeigesehnt. Tagelange Birsch und Anstand zu Wasser und zu Lande waren vergebens, und heute kommen mir zwei dieser Begehrten so unerwartet und schußgerecht, wie es mir wohl nie mehr im Leben geboten werden wird. Uwillkürlich fallen mir die Worte aus Schillers Polykrates ein: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil!“

Schweißgebadet lange ich endlich zu Hause an, rasch umgekleidet, lasse ich noch einmal bei einem Glase Tee und der gewohnten Zigarette die Erlebnisse des heutigen Abends im Geiste vorüberziehen, habe ich doch neue Kapitel im aufgeschlagenen Buche der Natur gefunden und darin gelesen, aber auch erkennen müssen, daß das menschliche Wissen und Können einen Bruchtheil darstellt in dem Wirken und Weben der großen allmächtigen Schöpfung.

W e i d m a n n s h e i l ! !

3.

Feiner Sprühregen rieselt bei dunstigem Himmel ununterbrochen nieder, „ein richtiger Schnepfenabend“, sagen die Jäger. Warme Treibhausluft, geschwängert von erfrischendem Rienduft, empfängt mich im keimenden Frühlingswalde. — Ein Schneehase in seinem weiß und braunen, noch nicht ganz verfärbten Balg hoppelt über die Schneise, burrend streicht ein Haselhuhn aus dichtem Unterholze, aufbaumend in eine alte Fichte sich drückend. Auf der Wiese am See faucht und kollert ein Wirtshahn sein Balzlied, begleitet von dem Pfeifen und Schnattern unzähliger Enten und Sumpfvögel.

Es will Abend werden, im rosigen Lichte glühen die hohen Tannenwipfel, in denen ein Ringeltäuber rucksend um sein Weibchen buhlt. Ein Zug Graugänse zieht, vom

nahen See kommend, schnatternd zu Felde, um an grünem Roggengrase sich zu äsen. Frösche quaken ohne Unterbrechung und übertönen mit ihren unharmonischen Lauten den lieblichen Gesang der kleinen Waldvögel.

Ruschelnd und raunend fährt der Abendwind durch Baum und Strauch, und leise webt die Dämmerung ihre grauen Schleier im weiten Forst. Die Singdrossel hat ihr Lied beendet; mit sanftem Schlußakkord schwingt sie sich aus lustiger Höhe ins dichte Holz zur Nachtruhe, gespensterhaft mit klatschendem Flügelschlag flattert eine Nachtschwalbe über die Blöße und spult ihr eigenartiges Lied in den stillen Abend, und „Kuwit, Kuwit“ ruft der Waldkauz im Walde nach seinem Weibchen.

Still wird es, alles scheint zu ruhen, da klingelt es vom Hochwalde her, ein Entenpaar segelt in Pfeilschnellem Fluge vorüber. Ich fasse die letztere, da es immer der Erpel; im Knall stürzt sie ins nahe Holz, und schnell bringt der treue Jagdgefährte den geflügelten Stockerpel im herrlichen Hochzeitskleide.

Kein Quorren, kein Pfeifen unserer Langschnäbel ist zu hören, der Schnepfenstrich ist hier für dieses Jahr zu Ende. In größeren zusammenhängenden Forsten haben unsere Wanderer sich zum Brutgeschäft niedergelassen, wo sie bis in den Juni hinein morgens und abends streichen, dabei ihre bekannten Laute von sich gebend, doch unbeschossen sollen sie dort Hochzeit feiern und ungestört vom Jäger sich der Erziehung ihrer Sprößlinge widmen.

Wochen der herrlichsten Waldpoesie sind wieder in das Meer der Vergangenheit versunken, Platz machend dem realen Leben.

So Gott will, auf Wiedersehn im nächsten Jahre, rufe ich dann dem lieben Walde zu, und heimwärts geht's in die dumpfe Luft der Stadt, den alltäglichen Mühen und Sorgen entgegen.

W e i d m a n n s h e i l ! !



Creibjagden in Livland.

Das farbenprächtige Kleid des herbstlichen Laub- und Buschwaldes ist von den brausenden Stürmen hinweggesetzt. Die kahlen Zweige beben im leisen Windhauche und neigen sich, wie Schutz suchend, zu den dunkelgrünen Tannen und Fichten, die als Nachbarn denselben Boden teilen.

Lachen und Lmpel, die sich im Walde und auf den weiten buschdurchsetzten Viehweiden von den reichlichen Niederschlägen gebildet haben, sind vom Hauche eines mehrere Tage anhaltenden Kahlfrostes zu klaren Eispiegeln erstarrt und blhen im kalten Lichte des sonnigen Wintertages.

Eine über Nacht gefallene Neue nimmt Wald und Flur in ihre weichen Arme und deckt ihr weißes Linnen liebevoll über die sterbende Vegetation.

Dies ist die Zeit, wo in Livland die großen Walddreibjagden beginnen, und die Ausübung der Jagd ihren Höhepunkt erreicht. Obgleich ich kein Freund von Treibjagden bin, muß ich doch ehrlich gestehen, daß den Walddreibjagden in Livland ein eigenartiger Reiz innewohnt. Huptschlich ist es die reichhaltige Auswahl der verschiedensten Wildgattungen, die in abwechselungsreichen Bildern vorüberzieht und Auge und Herz des Weidmanns erfreut. Auch dürfte die Vielseitigkeit der Strecken kaum ihresgleichen finden.

Zuerst wird mit dem Treiben in den höher gelegenen Wäldern begonnen, wo Rehe, Hasen und Füchse zu Hause sind. Später, wenn stärkerer Frost die unwegsamen Moorswlder, die Wohnstätten von Elchen und Luchsen, gangbar gemacht hat, finden hier die Treibjagden auf dieses Wild statt. Allgemein werden in Livland nur Walddreibjagden veranstaltet. Feldtreibjagden, bezw. Kesseljagden, wie sie hier in Deutschland üblich, sind unbekannt.

Daß dem so ist, hängt huptschlich mit dem in Livland herrschenden eigenthümlichen jagdrechtlichen Verhältnissen zusammen, die so rückständig sind, wie man sie wohl kaum noch in einem anderen Kulturlande, das so nahe der

deutschen Reichsgrenze liegt, finden wird. Ein aus alten Zeiten stammendes Vorrecht, das bis vor dem Kriege noch gesetzlichen Schutz fand, bestand darin, daß der Großgrundbesitzer das Jagd- und Fischereirecht auf Grund und Boden der Bauerländereien auch dann noch beanspruchen und ausüben konnte, wenn das Land von ihm verkauft und bereits in vollen Besitz des Käufers übergegangen war. Die zu jedem Gute gehörigen Bauerländereien, die früher größtentheils verpachtet waren, mußten in den letzten Jahrzehnten laut besonderem Gesetz vom Gutslande abgetrennt und verkauft werden, um den immer mehr um sich greifenden Landhunger der landlosen Bauern einigermaßen zu stillen. Trotzdem aber blieb, wie oben erwähnt, die Nutznießung der Jagd und Fischerei laut Vereinbarung dem Gutsbesitzer. Die neuen Zeitverhältnisse brachten es aber mit sich, daß die Bauern anfangen, sich gegen diese Maßregel aufzulehnen, was zur Folge hatte, daß es zu Reibereien und Unstimmigkeiten zwischen den Gutsherren und den Bauern kam, die zu langjährigen Prozessen führten. Doch nicht allein die Bauern litten schwer unter diesen Verhältnissen, auch die städtischen Jäger waren auf Gnade und Ungnade von dem guten Willen der Großgrundbesitzer abhängig, weil andere Jagdreviere nicht vorhanden waren. Zudem faßten die Herren es als Ehrensache auf, die Jagden für sich zu behalten und sie selbst zu bejagen, oder sie guten Freunden zur Verfügung zu stellen. Kein noch so hoher Preis konnte sie veranlassen, ihre Jagden in Pacht zu geben.

Wie ungemein drückend diese Verhältnisse von den Befehligten empfunden wurden, kann jedermann nachfühlen. Fand ein Jäger in diesen Kreisen keine Verbindung, so hieß es einfach auf das edle Weidwerk verzichten, weil keine andere Gelegenheit zur Ausübung der Jagd vorhanden war. Die Gemeindejagden in den angrenzenden russischen Gouvernements lagen so abseits von jeder Kommunikationsgelegenheit, und die Wege dorthin waren so schlecht, daß sie für die städtischen Jäger überhaupt nicht in Frage kamen. Die oben erwähnten Verhältnisse zwischen Gutsherren und Bauern brachten naturgemäß mit sich, daß die Letzteren nicht

nur kein Interesse an dem Hochkommen des Wildbestandes hatten, sondern eher suchten, diesen zu verringern, da sie keinen Nutzen, sondern nur Schaden von dem Wilde hatten. Berücksichtigt man noch, daß die Bauerngesinde zerstreut um den Gutshof liegen, ja oft sogar Streustüde von Gutsland in den Grenzen der Bauernländereien vorhanden waren, so ist es begreiflich, daß von einer gedeihlichen Entwicklung der Feldjagden nicht die Rede sein konnte. Die in jedem Bauernhofe vorhandenen 2 bis 3 Hütehunde sorgten schon reichlich dafür, daß der Wildstand nicht hoch kam. Kam dann noch Wilddieberei, die in vielen Gegenden sehr verbreitet war, dazu, so war der Wildbestand gleich Null. Ein paar Duzend Feldhühner und einige Hasen, die gelegentlich der Hühnerjagd geschossen wurden, bildeten zum größten Theile das magere Ergebnis einer Feldjagd größerer Güter.

Die Walddtreibjagden bedingen durch die weite Ausdehnung der Forsten eine größere Anzahl Schützen, die gewöhnlich als Gäste auf den betreffenden Gütern für mehrere Tage aufgenommen wurden. Die sprichwörtlich gewordene Gastfreundschaft der Tiroländer sorgte nicht allein im weitgehendsten Maße für das leibliche Wohl ihrer Gäste, sondern ließ es auch nicht an gemüthlicher Geselligkeit nach den Jagden fehlen. Auch wurde möglichst Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Jäger genommen, wenn es galt, weiter vom Gute abgelegene Reviere zu bejagen. Pferde und Wagen standen dann jederzeit für die Beteiligten bereit. Wo es die Wegeverhältnisse gestatteten, wurden die Jäger auch von Trieb zu Trieb gefahren. Letzteres wurde besonders bei starkem Froste sehr angenehm empfunden, weil das Gehen auf den ausgehauenen Linien im Pelz und in Filzstiefeln (Walenki genannt) sehr anstrengend und ermüdend war. Die Treibwehr bestand für gewöhnlich aus 20 bis 30 Mann, die von mehreren Buschwächtern (Forstauffsehern) geführt wurden, was jedoch nicht ausschloß, daß schlecht und ungleich getrieben wurde. Die dadurch sich bildenden Säcke in der Treiblinie waren nicht selten die Veranlassung, daß viel Wild nicht die Schützenlinie durchquerte, sondern rückwärts durch die Treiber wechselte. Im

allgemeinen habe ich gefunden, daß zu lautes Treiben eher von Nachteil wie von Vorteil ist. Namentlich sind Rehe gegen zu großen Lärm empfindlich, und brechen dann meistens durch die Treiber. In noch größerem Maße geschieht das bei Elchwild, und ist bei diesen Tieren ein ruhiges Durchdrücken des Triebes immer von Erfolg, während zu lautes Treiben meistens zu Fehljagden führt. In einem nicht sehr großen aber sehr gut besetzten Elchrevier erlebte ich, daß mehrere groß angelegte Treiben auf Elche ergebnislos verliefen, weil die Tiere stets rückwärts aus dem Triebe brachen. Dies veranlaßte den Oberförster, es mit einem langsamen und stillen Durchdrücken zu versuchen. Hierzu wurden zwei Jungen genommen, denen befohlen wurde, den Trieb langsam, ab und zu hufend, kreuz und quer zu durchstreifen. Nicht lange dauerte es, als ich die Elche im leichten Holze zu Gesicht bekam. Ab und zu stehen bleibend, äugten sie rückwärts nach den Ruhestörern, um dann wieder, ihren vertraulichen Wechsel haltend, weiterzuziehen. Mit Freuden denke ich noch heute an das herrliche Bild zurück, das sich meinem Auge bot, als sich das Urwild mir in seiner urwüchsigten Schönheit zeigte. Besonders ein allein ziehendes Tier konnte ich eine viertel Stunde lang im lichten Holze in allen möglichen Stellungen und Bewegungen verfolgen, bis es, nur wenige Schritte von mir entfernt, die Linie passierte, dann aber Wind von mir bekam und polternd in der nächsten Deckung verschwand. Ein Sechsender-Hirsch konnte von meinem Nebenschützen, auf nur 20 Meter Entfernung, mit Blattschuß gestreift werden und brach, wie vom Blitz getroffen, auf der Stelle zusammen. Bei dem erwähnten Elche hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, in die Lichter eines solchen Tieres aus nächster Nähe zu blicken, und ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß sich in ihnen eine solche unbezähmte Wut widerspiegeln würde, wie ich sie hier sah.

Beim Herantreten an einen angeschossenen Elch ist die größte Vorsicht geboten, weil es nicht selten vorkommt, daß er Menschen annimmt, wobei als Angriffswaffe die sehnigen Vorderläufe dienen, nie jedoch das Geweih. Wehe dem, den

ein solcher Schlag mit den stahlharten, unten messerscharfen Schalen trifft. Sofortiger Tod oder lebenslängliches Siechtum wären die Folgen. Es sind mir Fälle bekannt, wo Elche beim Schlagen mit dem Borderlauf armdicke Bäume trafen, die davon geknickt wurden. Bei dem gestreckten Elche konnten wir uns noch später überzeugen, wie schwere Verletzungen dieses Wild ertragen kann. Beim Präparieren des Schädels fanden sich nicht weniger als drei sehr starke Rehposten, und eine größere Anzahl grober Schrote verkalbt im Schädel vor. Wieviel Blei mag noch im Körper gesteckt haben, das auf das Konto der Wilddiebe zu setzen ist. Die Massigkeit des Tieres bei sehr schwachem Geweih ließ schon darauf schließen, daß der Elch zurückgesetzt hatte, und dürfte die Verwundung wohl die Ursache gewesen sein.

In den letzten Jahren vor dem Kriege wurden auch beim Elchtreiben Lappen verwandt, die sich sehr gut bewährten, und zwar dort, wo die Wälder an ungangbare Sümpfe oder Brüche grenzten, über die die Elche mit Vorliebe beim Treiben wechselten. Die Lappen wurden 50 bis 100 Meter vom Walde entfernt quer über den Sumpf, in 3 bis 4 Fuß Höhe, gezogen und auf trockene in den Sumpf gesteckte Nester aufgehängt. So viel ich beobachtet und gehört habe, ist nie ein Elch durch die Lappen gegangen, sondern trachtete gewöhnlich in scharfer Gangart die Lappen entlang der Schützenlinie zu. In dem D. Stadtforst stand vor dem Revolutionsjahre 1905 noch Elchwild in großer Anzahl, und wurde hier von einem meiner Bekannten eine wohl selten vorkommende Dublette auf Elch und Lur gemacht. Wie reichlich Elchwild damals noch vorhanden war, habe ich persönlich erleben können, und zwar war es, wenn ich mich recht erinnere, im Jahre 1903, wo in einem einzigen Treiben 23 Elche bestätigt wurden. Wie sich später herausstellte, waren es sämtlich Tiere mit Kälbern, einige ältere Hirsche, die noch vorhanden waren, standen als Einsiedler in anderen Jagden und kamen nicht zum Schusse. Der Mangel an Hirschen war darauf zurückzuführen, daß das neue Jagdgesetz, das schon ungefähr 40 Jahre bestand, das Erlegen von Elchkühen und Kälbern verbot, und zwar erstreckte sich die Schonzeit für sie über das ganze Jahr. Was voraus-

zusehen war, geschah. Die Jagdstrecke zierten nur Schiefer, und ab und zu einige Gabler. Wurde ein Sechser oder gar ein Zehner geschossen, so war dies schon ein Ereignis, das viel besprochen wurde. Um so mehr nahmen die Gelstiere von Jahr zu Jahr zu. Sechs Jahre habe ich mehrere Gelstiere beobachten können, die stets denselben Wechsel hielten, besonders ein sehr altes Tier, mit einem weißgrauen Fleck an der Keule habe ich nach mehreren Jahren durch höfliches Hutziehen als alte Tante begrüßen können.

In dem Revolutionsjahr 1905 wurde von den Bauern gründlich umer dem Wilde, besonders dem Elchwide, ausgeräumt, so daß wohl der alte, reichliche Bestand nie mehr erreicht werden wird.

Die Nummern der Stände werden gewöhnlich ausgelost und vom Förster angewiesen. Ein Hornsignal ertönt zum Zeichen, daß das Treiben begonnen hat. Bald wird's lebendig im stillen Walde. Schimpfend melden sich zuerst die Eichelhäher, deren Geschrei durch den weiten Forst hallt. Lautlos drückt ein Fuchs seinen roten Rock durch das mit Farnkraut durchsetzte Unterholz. Sichernd erscheint sein spitzes Gaunergesicht am Rande der dichten Fichtendickung, die die Linie säumt, bevor er den Wechsel über sie wagt. Diesmal hilft ihm seine Vorsicht nichts. Im Dampf rollierend haucht er seine Räuberseele aus. Ein Schneehase hoppelt gemächlich auf dem ausgetretenen Wechsel hin und her, ohne dem Schützen Gelegenheit zu geben, einen Schuß anzubringen. Sein Vetter, der graue Hase, hier auch Vitauer genannt, zeigt dagegen mehr Schneid. In Eilzugsgeschwindigkeit kommt er auf dem schmalen Waldwege dahergesauft. Spitz von vorn erhält er den Schuß, den er ratschlagend quittiert. Purrend erhebt sich aus dem Unterholz ein Haselhuhn und baumt in einer dichten Kiefer auf, unter der ein Baumrarder sekundenlang sichert, um dann wie ein Schemen spurlos zu verschwinden. Mit brausenden Flügelschlägen steuert ein Auerhahn in voller Fahrt über die hohen Espen und Tannen, dem in rascher Folge ein Flug Birkhühner folgt, aus welchem zwei Hähne mit einem Doppelschuß erlegt werden. Ein Sprung Rehe steht sichernd auf einer kleinen Waldblöße, unruhig spielen die Lauscher. Die Wind-

fänge erhoben, äugen sie in den Trieb, aus dem der laute Lärm der Treiber ertönt. Hin und her tretend, scheinen sie unschlüssig über den einzuschlagenden Wechsel. Plötzlich löst sich der Bann, in mächtigen Fluchten überfallen sie die niederen Tannen einer Schonung und verschwinden in dem Triebe. Den Jägern winken nur noch ihre weißen Spiegel aus dunklem Tannengrün. Näher und näher kommen die Treiber und immer lebhafter wird das Gewehrfeuer, bis ein Hornsignal den Schluß des Treibens kündet. Nach dem Feuer sind wir gespannt auf das Ergebnis und begeben uns zur Streckenlegung. Das Stilleben, das auf weicher grüner Moosdecke liegt, besteht aus 2 Füchsen, 3 grauen und 5 weißen und 1 Steinhase (Bastard zwischen grauem und weißem Hasen), 1 Auerhenne, 5 Birkhühnern, 3 Haselhühnern, 2 Eichelhähern und 1 Wiesel.

Der bei Walddreiben nicht sehr selten vorkommende Steinhase ist, wie man allgemein vermutet, ein Bastard zwischen grauem und weißem Hasen. Alle, die ich Gelegenheit hatte zu sehen und zu beobachten, zeigen sowohl im Bau, wie auch in ihrem Temperament vorherrschend den Typ des grauen Hasen. Auch verfärbt er sich im Winter nicht so vollständig und wird nicht so weiß wie der Schneehase. Nur Löffel und Läufe sind beim Winterbalg mehr weiß wie grau. Der Winterbalg des Steinhasen, der vom lehmfarbigen Gelb bis zur rötlichbraunen Fuchsfarbe in allen möglichen Schattierungen variiert, zeigt auch oft unregelmäßig auf den ganzen Balg verteilte weiße Platten. Von der Rippenstelle abwärts wird die weiße Farbe vorherrschend, um am Bauche in reines Weiß überzugehen.

Das erlegte Wild, außer Reh und Elch, wird von dem Jagdbesitzer in den seltensten Fällen beansprucht. Fast immer gehört es nach altem Brauch dem Schützen. Bei magerer Beute kann es wohl vorkommen, daß man zu Hause mehr Wild im Rucksack findet, als man erlegt hat. Der gefällige Gastgeber oder dessen Gattin hat dann meistens die Heitzelmännchen gespielt und heimlich den Rucksack mit dem Fehlenden nachgefüllt.

So folgt Treiben auf Treiben, nur einmal unterbrochen durch eine kurze Frühstückspause. Trifft es sich, daß das

Gut nicht weit ist, so schickt gewöhnlich die Herrin einen wohlgefüllten Speiseforb mit den nötigen Getränken den Jägern zur Stärkung. Andernfalls trägt jeder das von der freundlichen Gastgeberin zurechtgemachte Frühstückspäckchen bei sich. Das aus auserlesenem Imbiß bestehende Mahl wird durch Himbeer- oder Kirschliqueur, der eigenes Fabrikat der Hausfrau ist und eine Stärke von 50 bis 60 Grad hat, gewürzt. Besondere Liebhaber eines kräftigen Bissens lassen es sich nicht nehmen, in dem lodernden Feuer, das meistens nicht fehlt, ein paar Salzheringe zu braten. Das Rezept zu diesem schmackhaften und pikanten Imbiß ist einfach und erfordert keine Mühe und ist in kurzer Zeit bereitet. Die es nicht kennen, mögen es versuchen. Ein Salzhering wird in Zeitungs- oder anderes Papier fest eingewickelt, mit Wasser oder Bier stark übergossen und ins Feuer geworfen. Nach 10 bis 15 Minuten wird er wieder hervorgeholt und ist nun ein gerösteter feiner Brathering.

Hoffen wir, daß dies Land, das so reich und schön in jeder Beziehung und innerlich so deutsch geblieben ist, wie nur je ein anderes deutsches Land, bald dem großen Mutterlande wieder angegliedert wird, und damit auf immer deutsche Ordnung in Livland einzieht. Dann wird auch in St. Hubertus' Revier Recht und Ordnung herrschen und die jagdrechtlichen Verhältnisse andere werden, vor allem aber muß der überhandnehmenden Wilddieberei ihr dunkles Handwerk gelegt werden.

W e i d m a n n s h e i l ! !

